



PHANTAST



19 - Märchen

Inhalt

Artikel

Vorwort – von Judith Madera	4
Wie viel Märchen steckt in der Fantasy? – von Rupert Schwarz	6
Die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm – von Almut Oetjen	25
Die dunkle Seite des Märchens – von Pia Winterwerber	35
Ein Märchen entsteht – Werkstattbericht zu <i>Rosen und Knochen</i> von Christian Handel	52
Schneewittchen und die sieben Filme – von Rupert Schwarz	56
Märchen verschiedener Kulturen – von Swantje Niemann	67
Die Nächte in 1001 Versionen – von Akram El-Bahay	74
„Der Schatten“ – Andersens Kunstmärchen und seine Deutung – von Swantje Niemann	95

Rezensionen

<i>Undine</i> , Benjamin Lacombe	12
<i>Tinkerbell im Wunderland</i> , Didier Crisse und Robi Pena	21
<i>Grimm</i> , Christoph Marzi	32
<i>Reckless – Steinernes Fleisch</i> , Cornelia Funke	40
<i>Im Bann der zertanzten Schube</i> , Janna Ruth	48

<i>Geschichten aus dem gefährlichen Königreich</i> , J.R.R. Tolkien	63
<i>Zorn und Morgenröte</i> , Renée Ahdieh	79
<i>Die rote Schildkröte</i> , Michael Dudok de Wit (Film)	82
<i>Deathless</i> , Catherynne M. Valente	90
<i>Erzählungen und Märchen</i> , Oscar Wilde	101
<i>Patema Inverted</i> , Yasuhiro Yoshiura (Film)	109
<i>Das Zeichen des Mondes</i> , Enrique Bonet und José Munuera	113

Interviews

Warum wir Märchen lieben – Kurzinterviews	14
mit Janna Ruth, u.a. zu <i>Im Bann der zertanzten Schuhe</i>	43
mit Jennifer Alice Jager, u.a. zu <i>Prinzessin Fantaghiro</i>	84

Leseprobe

aus <i>Die Bibliothek der flüsternden Schatten – Bücherstadt</i> von Akram El-Bahay	117
---	-----

Impressum	138
------------------	-----

Märchenhaftes Feedback und was noch fehlt ...

Vorwort von Judith Madera

Da habe ich mich in der letzten PHANTAST-Ausgabe beschwert, dass wir wenig Feedback erhalten, und ein paar Tage später entdeckte ich, dass Armin Möhle bereits mehrere unserer Ausgaben im Fanzine-Kurier der [Andromeda-Nachrichten](#) besprochen hat – sogar ziemlich ausführlich! Dabei kommen wir mal mehr und mal weniger gut weg, aber so oder so freuen wir uns über dieses ausführliche Feedback und wollen an dieser Stelle „Danke“ sagen. Wir freuen uns natürlich, wenn der PHANTAST auch in Zukunft Beachtung findet ☺ ...

Ich persönlich habe mich mit der „Märchen“-Ausgabe ein wenig schwer getan, da ich einerseits

gerne Märchenadaptionen lese / märchenhafte Filme schaue, aber momentan sehr stark der SF zugeneigt bin. Insofern war es für mich nicht der richtige Zeitpunkt, zumal ich für eigene Beiträge auch nicht viel Zeit gefunden habe. Eine Rezension wollte ich gerne noch schreiben, habe es dann aber gelassen, weil ich den Film erst noch einmal anschauen müsste, um ihm gerecht zu werden.

Trotzdem möchte ich *Arrietty – Die wundersame Welt der Borger* aus dem Hause Ghibli hier erwähnen, eine Animeadaption von Mary Nortons *Die Borger*. Die Borger sind winzig kleine Menschen, die in einer Welt voll riesiger Grashalme und Pilze

leben und sich von den Menschen das „borgen“, was sie zum Leben brauchen. Die Geschichte um Protagonistin Arrietty wird mit viel Gefühl und märchenhaftem Charme erzählt, dazu besticht der Anime mit detailreichen, wunderschönen Zeichnungen – unbedingt anschauen!

Während ich nicht so recht im Thema war, haben unsere Stammredakteure Almut Oetjen und Swantje Niemann viel zu dieser „Märchen“-Ausgabe beigetragen und selbst eine unserer Forenmoderatorinnen, Pia Winterwerber, wollte etwas schreiben. Natürlich darf auch Märchenexperte Christian Handel bei diesem Thema nicht fehlen und neben spannenden Kurzin-

terviews stellt er seinen aktuellen Roman *Rosen und Knochen* vor. Was orientalische Märchen (die hier keinesfalls fehlen durften) betrifft, ist Akram El-Bahay unser Experte. Von seinem aktuellen Roman *Die Bibliothek der flüsternden Schatten - Bücherstadt* findet sich zudem eine Leseprobe in dieser Ausgabe. Sie passt ganz gut, da es in *Bücherstadt* auch um Märchenfiguren geht.

Interviewt haben wir dieses Mal Janna Ruth und Jennifer Alice

Jäger, die beide wunderbare Märchenadaptionen verfasst haben. Christian Handel hat währenddessen sechs Autorinnen gefragt, was sie an Märchen lieben und was gute Märchenadaptionen ausmacht.

Die Illustrationen stammen dieses Mal von einer irischen Künstlerin: **Nina Y.** Ihre Bilder haben einen düsteren, leicht makabren Charme, der mich sofort angesprochen hat.

An dieser Stelle sei nochmals der Hinweis angebracht, dass wir immer nach engagierten Redakteuren suchen, die uns bei unseren Themenausgaben unterstützen.

Wer mitmachen will oder uns einfach ein kleines Feedback geben mag, kann uns gerne unter madera@literatopia.de schreiben!

Viel Spaß beim Lesen wünscht

- Judith



© nina Y.

Wie viel Märchen steckt in der Fantasy?

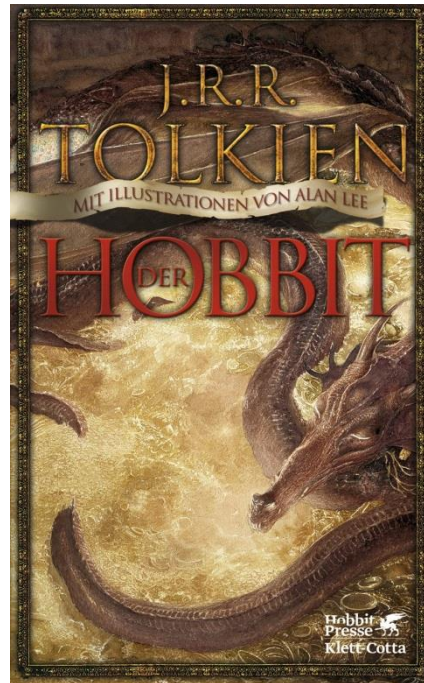
Leitartikel von Rupert Schwarz

Märchen und Fantasy scheinen als Genres sehr eng verwandt zu sein. In manchen Fantasy-Werken stecken so viele Märchenelemente, dass man sich fragt, ob das überhaupt noch der Fantasy zuzuordnen ist.

Der Begriff Märchen wird im allgemeinen Sprachgebrauch mit unterschiedlichen Bedeutungen genutzt. Manches wird als märchenhaft bezeichnet, und Werke werden als Märchen beschrieben, obwohl die Geschichte nicht der Genredefinition entspricht. Also muss hervorgehoben werden, was genau denn nun ein Märchen ist:

Definition Duden:

„Eine überlieferte Erzählung mit einer einfachen Handlung, die besonders für Kinder verständlich ist und die oft eine bestimmte Moral



ausdrückt. Kommt aus dem Spätmittelhochdeutschen (mitteldeutsch) merechyn, Verkleinerungsform von mittelhochdeutsch mæere, Mär.“

Bei Wikipedia liest man Folgendes:

„Märchen sind „Prosatexte, die von wundersamen Begebenheiten erzählen. Märchen sind eine bedeutsame und sehr alte Textgattung in der mündlichen Überlieferung (Oralität) und treten in allen Kulturkreisen auf. Im Gegensatz zum mündlich überlieferten und anonymen Volksmärchen steht die Form des Kunstmärchens, dessen Autor bekannt ist.“

Und weiter: *„Im Unterschied zur Sage und Legende sind Märchen frei erfunden und ihre Handlung ist*

weder zeitlich noch örtlich festgelegt. Allerdings ist die Abgrenzung vor allem zwischen mythologischer Sage und Märchen unscharf, beide Gattungen sind eng verwandt.“

Tatsächlich ist die Duden-Definition in ihrer Kürze sehr gut, denn weder wurden Märchen stets mündlich übermittelt (das lag in erster Linie an den mangelnden Möglichkeiten der einfachen Bevölkerung in Mittelalter und Antertum), noch wurden sie ausschließlich für Kinder verfasst. Tatsächlich kam der Fokus auf eine minderjährige Zielgruppe erst im 18. und 19. Jahrhundert zustande, als man Märchensammlungen, um Irritationen zu vermeiden, gezielt als Kindergeschichten bezeichnete, um sie so von den Romanen und Gedichten abzugrenzen. Häufige Merkmale von Märchen sind:

- ◆ feste Struktur der Handlung (formelhafte Phrasen, am Schluss des Märchens: stets

Strafe für die Bösen und Belohnung für die Guten), Zahlensymbolik (sieben Zwerge, drei Brüder, neun Raben)

- ◆ Prüfungscharakter – insbesondere das Thema Erwachsenwerden
- ◆ allgemeine Gültigkeit für alle Kulturen
- ◆ Lehrgeschichte
- ◆ Gut und Böse sind scharf voneinander abgegrenzt.
- ◆ Held wird oft als schwache Person (meist Kind) dargestellt, die gegen böse und dunkle, oft übernatürliche Kräfte ankämpfen muss

Wie verhält sich nun die Fantasy dazu?

Eine allgemein gültige Definition der Fantasy-Literatur gibt es nicht. Meist wird Fantasy knapp als Subgenre der Phantastik erklärt. Die Wurzeln gehen zurück bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Hierbei gilt es abzugrenzen zwischen Klassikern wie *Frankenstein*, *Dracula*, den Ge-

sichten von Edgar Allan Poe oder Lovecrafts Cthulhu-Mythen einerseits und Werken mit noch viel älteren Wurzeln, die etwa auf die Artus-Sage, das *Nibelungenlied* oder Homers *Ilias* und *Odyssee* zurückgreifen. In der Tradition der letztgenannten Texte stehen dann Romane wie Jules Vernes *Reise zum Mittelpunkt der Erde* und *Die geheimnisvolle Insel*, Jonathan Swifts *Gullivers Reisen* oder E. R. Eddisons *Der Wurm Ouroboros*. Hervorstechendes Merkmal dieser angeführten Werke ist, dass sie die Wissenschaft nicht thematisieren, sondern sich ganz auf das Phantastische und Mystische konzentrieren, und auch, dass viele Märchenelemente in ihre Geschichten einfließen.

Fantasy ist also eine Mischform unterschiedlichster Phantastik-Themen und -Motive wie Märchen, Sagen, Mythen sowie Ritter- und Räuberromanen der älteren europäischen und orientalischen Literatur. In den Wel-

ten, die beschrieben werden, existieren daher häufig Riesen, Drachen, Elfen, Zwerge, Einhörner, Kobolde und vor allem auch Zauberer und verschiedenste Formen der Magie.

Fantasy, wie sie sich heute darstellt, entstand Mitte des 20. Jahrhunderts. Im Detail untergliedert sich das Fantasy-Genre in folgende Subgenres:

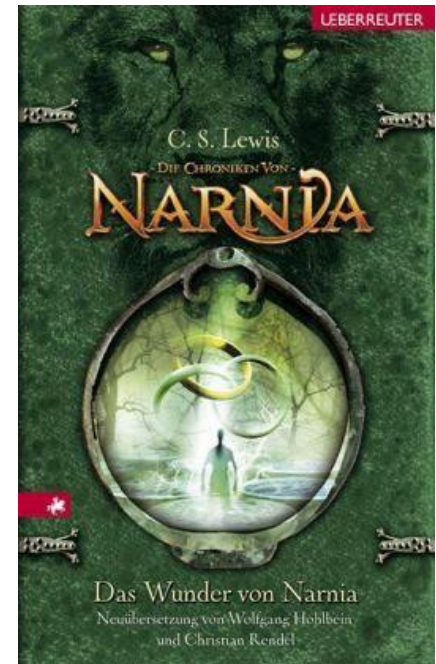
- ◆ Low Fantasy (auch *Sword & Sorcery*, *Pulp Fantasy*, *Schwert und Magie* oder *Heroic Fantasy*) – eher einfache Pulp-Geschichten wie *Conan* von Robert E. Howard oder der *Lankhmar-Zyklus* von Fritz Leiber. Diese Geschichten sind einfache Abenteuergeschichten in exotischen Welten.
- ◆ High Fantasy (stellt das dar, was wir heute allgemein als Fantasy bezeichnen), hierunter fallen J. R. R. Tolkiens *Der Herr der Ringe*, George R. R. Martins *Game of Thrones* oder Robert Jordans *Rad der Zeit*.

- ◆ Urban Fantasy: Fantasy-Geschichten, die in der Gegenwart angesiedelt sind, wie J. R. Rowlings *Harry Potter* oder die *Harry Dresden-Romane* von Jim Butcher. Manche Geschichten beschreiben eine für uns verborgene Welt, andere erzählen von einer Welt, die sich in einigen Gesichtspunkten von unserer elementar unterscheidet.

Folgende Unterformen sind Mischformen zu anderen Genres der Phantastik:

- ◆ Dark Fantasy: Crossover zum Horrorgenre. Dies umfasst all die modernen Vampirromane, die in der Gegenwart spielen, und auch fast alle Urban-Fantasy-Romane mit Werwölfen oder ähnlichen magischen Kreaturen.
- ◆ Science Fantasy: Hierzu zählt Steampunk, aber auch der *Pern-Zyklus* von Anne McCaffrey oder *Darkover* von Marion Zimmer Bradley.

- ◆ Kunstmärchen: Literarisch erweiterte Märchen wie *Gullivers Reisen* von Jonathan Swift oder *Der kleine Prinz* von Antoine de Saint-Exupéry, und wohl auch *Alice im Wunderland* von Lewis Carroll.
- ◆ Social Fantasy: Fantasyromane, die utopische oder dystopische Gesellschaftsentwürfe in den Mittelpunkt stellen.



Was der Leser heute als Fantasy bezeichnet, ist im Allgemeinen die High Fantasy. Aus diesem Grunde beschränke ich mich im Folgenden auf dieses Subgenre. Es hilft, sich im Vergleich zum Märchen die weitere Entstehung der Fantasy vor Augen zu halten. Es waren vor allem J. R. R. Tolkien und C. S. Lewis, die in der Mitte des 20. Jahrhunderts zwei gegensätzliche Entwürfe präsentierten:

Die *Narnia*-Romane waren noch sehr eng mit den Märchen verbunden. Man hätte sie durchaus als Kunstmärchen bezeichnen können, wenn C. S. Lewis sich nur auf die Ereignisse in Narnia konzentriert hätte. Doch spätestens die Einbindung der Gegenwart mit den Auswirkungen des zweiten Weltkriegs machen diese Bücher zu Fantasy-Romanen. J. R. R. Tolkien war ein guter Freund von C. S. Lewis, bis er wiederholt an den *Narnia*-Büchern den mangelnden Tiefgang und die fehlende Ausge-

staltung der Welt kritisierte. Tolkien wollte keine Kinderbücher schreiben, sondern Romane für Erwachsene mit der Seele eines Märchens. *Der Hobbit* war, trotz seiner komplexen Geschichte, eher noch ein Märchen. Doch Mittelerde ließ Tolkien nicht los, und er erschuf seine ganz eigene Welt, entwickelte Sprachen und Schriften, ersann Mythen und Legenden, und vieles davon wurde erst nach seinem Tode veröffentlicht. All dies ließ er in



seine berühmte Romantrilogie einfließen, wodurch *Der Herr der Ringe* letztlich zum ersten modernen Fantasy-Werk wurde.

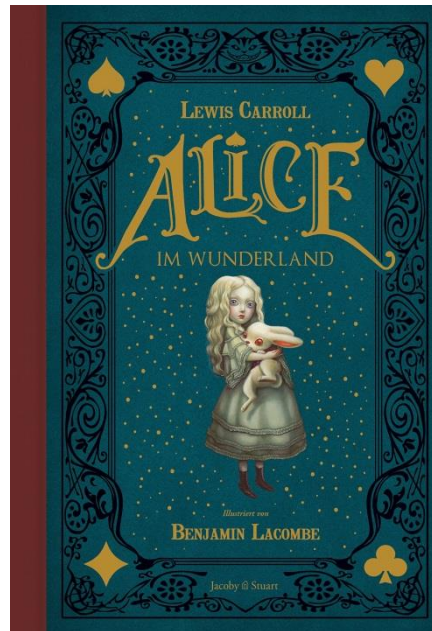
Doch was unterscheidet nun den Herrn der Ringe und alle Romane der High Fantasy von Märchen?

Zunächst ist es der literarische Anspruch. *Der Herr der Ringe* besticht durch eine gehobene Sprache. Außerdem nimmt sich der Autor Zeit, die Geschichte mit vielen Details und Substanz zu erzählen. Ihm ist es wichtig, eine Welt entstehen zu lassen, in die sich der Leser hineinversetzen kann. Ein Märchen beschränkt sich meist auf einen oder zwei Erzählstränge mit jeweils einem Protagonisten. Fantasyepen können ein Dutzend oder noch mehr Protagonisten vorweisen. Außerdem unterliegen Märchen einer festen Struktur mit formelhaften Phrasen und einem Schluss, der immer das Böse bestraft und das Gute

belohnt. Das kommt zwar in manchen Fantasyromanen abgeschwächt vor, aber andere Werke erzählen vollkommen losgelöst davon. Das Thema der Prüfung der Protagonisten und das Erwachsenwerden sind in vielen Fantasyromanen stark ausgeprägt und finden sich eigentlich in fast allen Werken zumindest in abgeschwächter Form. Fantasy will jedoch nicht belehren wie ein Märchen, sondern vielmehr eine interessante Geschichte erzählen, die den Leser in eine ferne Welt zieht. Deshalb ist die ersonnene Welt auch das stärkste Unterscheidungsmerkmal. Es gibt in der Fantasy sogar eine Vielzahl pseudo-sekundärliterarischer Werke, die sich mit Fantasywelten oder -geschichten befassen. Tatsächlich war das *Silmarillion* schon vor dem *Hobbit* Tolkiens großes Projekt: die Sagen und Legenden einer fiktiven Welt. Den Verlegern war dies jedoch zu trocken, und deshalb verlangten sie eine etwas einfachere Fortsetzung des

Hobbit. Was dann am Ende herauskam, war der erste wirkliche Fantasy-Roman.

Fantasy greift neben Märchen-Elementen vor allem auf die Charakteristika der Mythen, Sagen und Legenden zurück. In einer Fantasygeschichte gibt es immer eine Gegenwart und eine Vergangenheit. Die wenigsten Autoren hatten den Luxus, sich Jahrzehnte eine ganze Welt ausdenken, aber dennoch ist die



Erschaffung einer Welt ein ganz wichtiger Bestandteil eines Fantasywerks, der letztendlich auch über die Qualität des Gesamtwerks entscheidet. Dabei stehen den Autoren viele Möglichkeiten zur Auswahl: Sie können im Gegensatz zu Märchen eine Handlungsebene in der Vergangenheit spielen lassen. Sie können Prequels und Sequels verfassen und ganze Romanabschnitte damit verbringen, ihre Welt zu beschreiben. All dies ist im Märchen nicht möglich.

Fantasy grenzt sich jedoch auch von Märchen ab, wenn es um feste Strukturen geht. Der formalistische Aufbau von Märchen ist bei der Fantasy nicht zu finden. Ebenso fehlt die Zahlensymbolik. Es gibt jedoch auch viele Gemeinsamkeiten: Mit den Märchen hat (High) Fantasy meist den Kampf zwischen Gut und Böse gemein. Es gibt in der Regel auch in der Fantasy Protagonisten, die sich beweisen müssen, die über das Böse triumphieren

müssen. Oft sind Jugendliche die Protagonisten, die im Laufe der Geschichte heranwachsen und am Ende der Geschichte erwachsen sind (somit ist auch der Lehrcharakter der Märchen in der Fantasy ausgeprägt). Bis auf wenige Ausnahmen wird das Böse am Ende besiegt. Nicht immer überlebt der Protagonist, aber grundsätzlich obsiegt das Gute über das Böse.

Zusammenfassend kann man (vereinfacht) sagen: Fantasy ist das Verschmelzen von Märchen mit Mythen, Sagen und Legenden, wobei auf den formalistischen Aufbau der Märchen verzichtet wurde zugunsten einer umfassenden Schöpfung einer Welt, die der Fantasygeschichte als Bühne dient.





Autor: Benjamin Lacombe
Verlag: Jacoby & Stuart (2013)
Übersetzung: Edmund Jacoby
Genre: Märchennovelle / Kunst-
band

Hardcover mit Prägedruck
40 Seiten + 6 Pergamentseiten
22,95 EUR
ISBN: 978-3941087217

Undine

Eine Rezension von Judith Madera

Der Ritter Hans von Ringstetten verirrt sich, als er auf der Suche nach einem Geschenk für die Herzogstochter Ursula durch den Wald reitet. Ursula erschien Hans zwar zu stolz und er beachtete sie kaum, doch da sie eine Herausforderung aussprach, musste er dieser als Ehrenmann folgen. Als es Nacht wird und regnet, wird Hans von zwei alten Leuten aufgenommen, die eine wunderschöne und etwas kindische Pflügetochter haben: Undine. Feuerrotes Haar rahmt ihr zartes Gesicht, und Hans verliebt sich unsterblich in sie. Undine wandelt sich in eine besonnene junge Frau und gesteht ihrem Hans nach der Hochzeit, dass sie ein Wassergeist ist, der keine Seele hat.

Doch durch die aufrichtige Liebe eines Menschen kann sie eine Seele erhalten. Hans bleibt trotz dieser Offenbarung bei ihr, und das junge Paar beschließt, auf der Burg Ringstetten zu leben. Dort erwartet sie Ursula, die mit Undine Freundschaft schließt – doch die Eifersucht droht das junge Glück zu zerstören ...

Undine ist in der Mythologie ein jungfräulicher Wassergeist, der zahlreiche Dichter, Geschichten- und Theaterschreiber inspiriert hat – unter anderem E. T. A. Hoffmann zu einer Oper und Christian Andersen zu seiner *Kleinen Meerjungfrau*. Benjamin Lacombe hält sich mit seiner Version an die Märchennovelle von Friedrich de la Motte Fou-

qué und illustriert die tragische Geschichte Undines mit gewohnt traumhaften und düsteren Bildern. Die Farben sind satt und dunkel, Grün- und Blautöne dominieren die Szenerien. Nur Undines Haar strahlt in dieser unheimlichen Atmosphäre in einem intensiven Rot. Wie schon in *Das Elfen-Bestimmungsbuch* kommen auch in *Undine* halbtransparente Seiten zum Einsatz, die wunderbare Effekte in dieses Kunstwerk zaubern. Im Gegensatz zu *Schneewittchen*, das auch einige Schwarzweißzeichnungen enthielt, ist *Undine* komplett farbig gehalten und lädt ein, innezuhalten und die phantastischen Bilder Lacombes zu bestaunen. Wer sich einmal in seine Kunst verliebt hat, wird auch dieses Buch lieben.

Die Geschichte selbst ist im Stil eines Märchens erzählt und nimmt einen tragischen Verlauf, der sich durch die unheilvollen Umstände bereits angedeutet

hat. Undine als Wassergeist kann zwar mit einem Menschen zusammenleben und ihn lieben, doch andere Wassergeister wachen über sie, und sobald Undine verletzt wird, werden diese Geister zornig. *Undine* ist damit eher ein Märchen für Erwachsene, die einen Hang zum Düsternen haben. Der Text ist relativ groß gedruckt, und auf den wenigen Seiten bleibt keine Zeit für Nebenhandlungen. Wie die Grimm'schen Märchen wird auch *Undine* geradlinig erzählt. So schön Benjamin Lacombes Interpretation des Undine-Stoffes ist, für zukünftige Werke wünscht man sich wieder eine eigenständigere Geschichte wie in *Das Elfen-Bestimmungsbuch*.

Das Covermotiv zeigt Undine matt gedruckt auf glänzend gedrucktem Wasser, das dadurch aussieht, als würde es tatsächlich nass schimmern. Mit der Gestaltung wurde sich wieder viel Mühe gegeben, und so ist auch *Undine* eine kleine Entde-

ckungsreise, bei der die ohnehin grandiosen Bilder durch das Spiel mit den halbtransparenten Seiten aufgewertet werden. Diese werden gezielt an passenden Stellen eingesetzt und laden zum Hin- und Herblättern ein. Die Druckqualität der farbigen Bilder ist dabei ausgesprochen gut. Der Preis ist für ein so aufwändig gestaltetes Hardcover durchaus angemessen.

Fazit

Undine ist ein düsteres und tragisches Märchen, das mit seiner leicht morbiden Atmosphäre verzaubert. Benjamin Lacombe zeigt auch dieses Mal sein ganzes Können, und wer sich einmal in seine unheimlich-schönen Bilder verliebt hat, kommt hier voll auf seine Kosten. Ein wunderschönes Buch!

[Rezension zu *Das Elfen-Bestimmungsbuch*](#)

[Rezension zu *Schneewittchen*](#)

Warum wir Märchen lieben

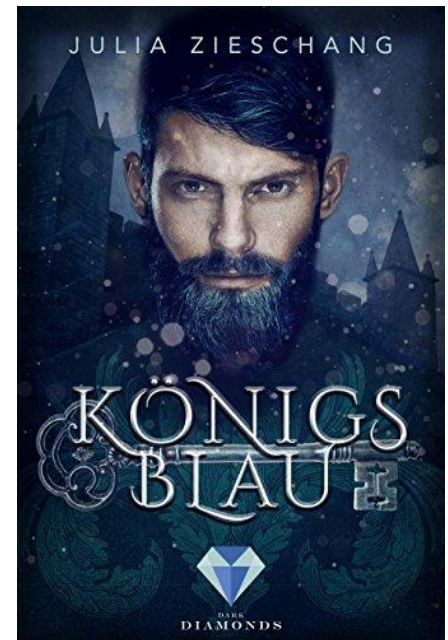
Drei Fragen gestellt von Christian Handel

Fantasy-AutorInnen mag man generell als moderne Märchenerzähler bezeichnen, weil sie in ihren epischen Werken wie die Geschichtenerzähler von einst von mutigen Recken, freundlichen Hexen, verfluchten Burgen und Feuer speienden Drachen schreiben.

Unter ihnen gibt es jedoch auch AutorInnen, die sich bei Märchen nicht nur einzelne Motive entleihen, sondern die überlieferten Stoffe für unsere Zeit adaptieren. Ich habe mich mit Verfasserinnen von Fairytale-Fantasybüchern unterhalten, um zu ergründen, worin der Reiz in diesem derzeit so beliebten Subgenre liegt.

Die Befragten: **Nora Bendzko** verlegt in ihren *Galgenmärchen* von den Brüdern Grimm gesammelte Volksweisen in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. **Alexandra Fuchs** hat in ihren Urban-Fantasy-Romanen *Straßensymphonie* und *Sturmmelodie* aus den Bremer Stadtmusikanten Gestaltwandler gemacht. **Nina MacKay** beleuchtet die klassischen Figuren in ihrer *Hipster-Märchenreihe* (beginnend mit *Rotkäppchen und der Hipster-Wolf*) von der humorvollen Seite. *Der Fluch der sechs Prinzessinnen*, ein mehrbändiger Zyklus von **Regina Meißner**, beginnt in *Schwanenfeuer* mit einer freien Adaption von *Schwanensee*. In der Gegenwart begegnen wir in **Fabienne**

Siegmunds Zweiteiler *New York Seasons* dem Sohn von Väterchen Frost und der Schneekönigin im Central Park. Und einer der düstersten Figuren der Märchenwelt

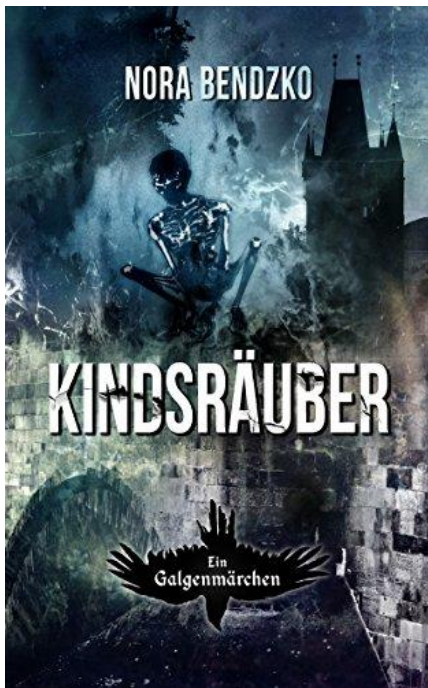


hat sich **Julia Zieschang** in *Königsblau* gewidmet: dem mordlustigen Blaubart.

*

PHANTAST: Was fasziniert Dich an Märchengestalten und -motiven?

Nora Bendzko: Mich fasziniert, dass sie sowohl Wirklichkeit als auch Traum in sich vereinen. In



der Literaturtheorie heißt es oft, dass Märchen vom „Wunderbaren“ geprägt sind – seltsame Dinge geschehen, Tiere fangen zu sprechen an –, aber dies ist nicht irritierend, geschieht einfach. Dieses Wunderbare macht Märchenfiguren und -motive so spannend für mich, zumal sie nicht rein wunderbar sind, man sich trotzdem mit ihnen identifizieren kann. Wer von uns hatte nicht schon mit fiesen Geschwistern und Eltern zu kämpfen, oder die Liebe auf den ersten Blick erlebt?

Alexandra Fuchs: Märchengestalten und auch -motive haben immer etwas Magisches an sich. Alles wirkt verzaubert, kann sich zu jeder Zeit ändern und als etwas ganz anderes entpuppen. Außerdem ist alles möglich, Märchen kennen kaum Grenzen, erschaffen neue prunkvolle Welten, die aber auch düster sein können. Trotzdem geht es immer gut aus. (Bei Kindermärchen jedenfalls ;) .)

Nina MacKay: Sie suggerieren meist, dass auch ein einfaches Mädchen Wunder vollbringen kann. Dass sie böse Hexen besiegen, drei unlösbare Aufgaben meistern oder bei einem Ball das Herz eines Prinzen gewinnen kann. Dass man sein Glück finden kann, wenn man mutig ist und ein gutes Herz hat.

Regina Meißner: Märchen gehören schon immer zu mir. In meiner Kindheit wurden sie mir vorgelesen, ich habe die filmischen Adaptionen im Fernsehen angeschaut und auch Hörspiele angehört. Sonntags habe ich beispielsweise immer das Sonntagsmärchen auf KiKA gesehen. Aber auch heute hat die Faszination nicht nachgelassen, da Märchen für mich zeitlos sind und sich nicht auf eine bestimmte Altersgruppe beschränken. Heute interessieren mich allerdings vor allem die düsteren Geschichten und die blutigen Ursprünge der Märchen. Davon hat man in der Kindheit herzlich

wenig mitbekommen – also habe ich Nachholbedarf. Mich fasziniert die Vielseitigkeit der Märchengestalten. Manchmal handelt es sich um ganz normale Menschen, ein anderes Mal können es verzauberte Frösche, böse Hexen oder gute Feen sein. Auch von sprechenden Gegenständen habe ich schon gelesen – hinsichtlich dessen scheint es keine Grenzen zu geben.

Fabienne Siegmund: Ich mag die Botschaft, die in Märchen steckt. Dass man mit Mut, Nächstenliebe und Klugheit alles schaffen kann. Dass man nicht Ritter oder Held sein muss, sondern dass jeder etwas bewirken kann – eine Hexe besiegen, einen Drachen –, und von beidem begegnen einem in der Realität auch viele – symbolisch gesehen.

Julia Zieschang: Mich haben Märchen schon als kleines Mädchen fasziniert. Vor allem, dass darin alles möglich ist und dass das Gute immer siegt. Märchen

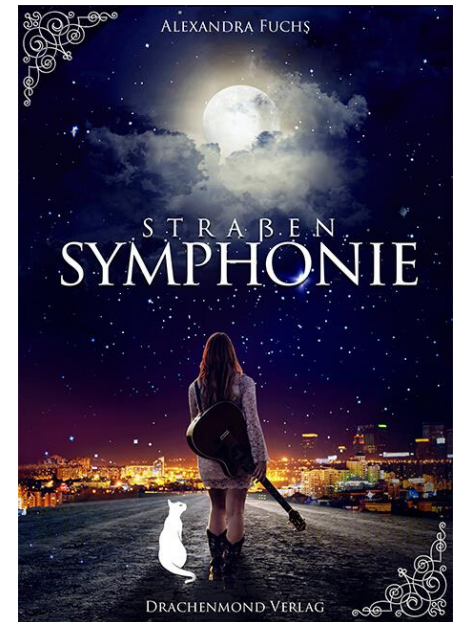
sind schillernd und bunt und voller Prinzen, Prinzessinnen, Schlösser und Fabelwesen. Muss ich noch mehr erklären? (grinst)

PHANTAST: Thema Lieblingsmärchen: Hast Du heute andere Lieblingsmärchen als früher, und falls ja, wie hat sich dein Geschmack geändert?

Nora Bendzko: Das ist so lange her, dass ich mich nicht daran erinnern kann. Ich denke, es muss ein Grimm'sches Märchen gewesen sein, da mein Vater mir diese zuerst vorgelesen hat. Mein Lieblingsmärchen ist allerdings inzwischen „Die Schöne und das Biest“ von Jeanne-Marie Le Prince de Beaumont geworden. Es ist eines der wenigen europäischen Märchen, in denen es keine Liebe auf den ersten Blick zwischen zwei schönen Menschen gibt. Die „Schöne“ hat einen eigenen Kopf, weil sie Bücher liebt und belesen ist, und verliebt sich in

das Biest, indem sie ihn durch gemeinsame Gespräche näher kennenlernt und erkennt, dass unter der hässlichen Fassade ein gutherziger Mensch steckt.

Es ist erstaunlich tiefgründig für ein Märchen. Mich hat daran nur immer enttäuscht, dass es seine eigene Botschaft am Ende übergeht, wo sich das Biest als gut aussehender Prinz entpuppt. In meinem High Fantasy *Die Schönheit des Biests*, mit dem ich mich



demnächst bei Verlagen bewerben will, habe ich das sofort neu interpretieren müssen.

Alexandra Fuchs: Früher mochte ich Märchen nicht so gern. Ich hab nicht verstanden, warum alle Prinzessinnen so toll fanden.

Hihi. Eins meiner Lieblingsmärchen war deswegen die Geschichte der „Bremer Stadtmusikanten“. Das ich heute immer noch liebe. Mittlerweile finde ich sehr viele Märchen toll. Aber mit Prinzessinnen habe ich es immer noch nicht so, ich mag lieber die

Schwestern Schneeweißchen und Rosenrot oder Goldmarie. Vor allem die ursprünglichen Versionen der Gebrüder Grimm, die zum Teil wirklich brutal sind, finde ich aber spannend.

Nina MacKay: Ich glaube, ich war schon immer ein besonders großer Fan von „Cinderella“ (From Rags to Riches). Aber auch von der kleinen Meerjungfrau, die so gern ein Mensch wäre.

Regina Meißner: Wie oben bereits erwähnt, interessiere ich mich heute eher für die dunkle Seite der Geschichten. Dennoch sind die Lieblingsmärchen meiner Kindheit gleich geblieben: Besonders mag ich nach wie vor „Die Schöne und das Biest“, „Die Schneekönigin“, „Die Gänsemagd“ und „Die sieben Raben“. Außerdem faszinieren mich die Geschichten, die unter Wasser spielen. Allgemein finde ich Hans Christian Andersen ein wenig interessanter als die Brüder Grimm, da die Märchen von



Andersen meistens düster und hoffnungslos enden, wofür ich eine Vorliebe habe.

Fabienne Siegmund: Zu meinen Lieblingsmärchen gehören seit jeher „Die Schneekönigin“, „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“, „Die sieben Raben“ und „Aschenputtel“.

Diese haben sich auch nach all den Jahren nicht geändert, es sind eher noch weitere dazugekommen, nachdem ich anfing, Märchenbücher zu sammeln. Dabei mag ich oft die etwas düsteren Märchen, und ich muss auch sagen, dass es nicht immer ein Happy End sein muss.

Julia Zieschang: Ich würde sagen, ich bin meinem Geschmack treu geblieben. Ich mochte schon immer lieber die etwas unbekannteren orientalischen oder russischen Märchen und Volks-sagen. Ich habe ein Märchenbuch zu Hause, in dem sich sämtliche Märchen der Gebrüder Grimm

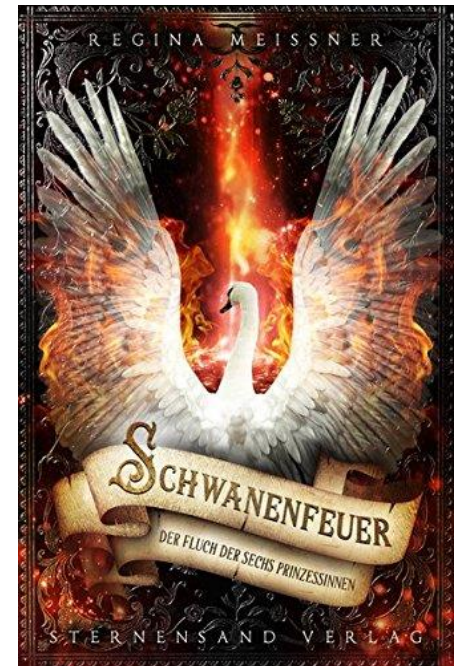
finden und das um die fünf Kilo wiegt. Aber weil diese nicht zu meinen Favoriten gehören, musste für meine Märchenadaption Königsblau ein ebenfalls eher unbekanntes Märchen herhalten, nämlich das von „Blaubart“.

PHANTAST: Was reizt Dich besonders an Märchenadaptionen? Und wo liegt für Dich die besondere Herausforderung beim Schreiben?

Nora Bendzko: Mich reizt an Märchenadaptionen, aus altbekannten Stoffen etwas völlig Neues weben zu können. Viele Märchen rühren zeitlose Themen von Liebe, Verlust und Überwindung an, sind gleichzeitig aber altbacken geworden. Nicht verwunderlich – nach Hunderten und Aberhunderten von Jahren *muss* es einfach neue Erkenntnisse geben. Beide Seiten miteinander zu verknüpfen und Märchen, die man in- und auswendig zu kennen glaubt, so

neue Perspektiven zu geben, macht mir ungeheuerlich Spaß. Bei mir ist daher nur Grau statt Schwarz-Weiß erlaubt, starke Frauen und ambivalente magische Figuren sowieso.

Hier ist für mich die größte Herausforderung, dass alles am Ende homogen wirken soll, inhaltlich wie sprachlich. Ich sehe Schreiben gerne als „Übersetzungsarbeit“, bei der ich die atemberaubenden Szenen in



meinem Kopf möglichst gut in Worte kleiden muss.

Alexandra Fuchs: An Adaptionen mag ich besonders, dass man aus einer Geschichte, die eigentlich jeder kennt, etwas Neues machen kann. Durch spritzige Wendungen werden aus Schneeweißchen und Rosenrot Hexenjäger, Prinzessinnen suchen ihre Happy Ends und die Bremer Stadtmusikanten sind



Gestaltwandler. Das macht das gewisse Etwas einer Märchenadaption für mich aus. Obwohl die Geschichte bekannt ist, schaffen sie es, die Leser doch noch zu überraschen. Das ist für mich auch die Herausforderung, denn das Märchen einfach nur nachzuerzählen wäre langweilig ;).

Nina MacKay: Hier reizt mich die Frage: Was wäre, wenn alles ganz anders gewesen wäre, als wir es uns erzählen? Plus die Frage: Wie geht es nach den Happy Ends weiter? – Aber diese Frage habe ich ja bereits hinreichend in meinen Büchern bearbeitet (grinst).

Regina Meißner: Mir gefällt, dass bei einer Märchenadaption der Rahmen bereits vorgegeben ist und man altbekannte Motive wiederverwenden kann. Dennoch ist man in der Handlung und den Charakteren völlig frei. Meine „Dornröschen“-Adaption *Sommer hinter Dornen* behält die

Motive der Dornenhecke und des Prinzen bei – Dornröschen selbst spielt mehr oder weniger keine Rolle in der Geschichte. In *Schwanenfeuer* bildet das Grundmärchen nur den Ausgangspunkt der Erzählung – alles, was sich darüber hinaus ergibt, ist meiner Fantasie geschuldet.

Die Herausforderung beim Schreiben einer Märchenadaption liegt für mich darin, dass man sich zwar am originalen Text orientiert, aber nicht zu viel übernimmt. Schließlich soll es eine eigenständige Geschichte werden. Eine weitere Schwierigkeit zeigt sich für mich im Schreibstil selbst: Ein Märchen hat eine ganz andere Schreibweise als ein Roman, wenn es um Syntax oder Wortwahl geht. Auch hier gilt es, einen guten Mittelweg zu finden.

Die dritte Herausforderung beschäftigt sich mit den Charakteren, die in den Ursprungsmärchen stark schwarz oder weiß gezeichnet sind. Dies sollte mei-

ner Ansicht nach bei einer Adaption nicht mehr der Fall sein. Jeder Mensch trägt schließlich Licht und Schatten in sich.

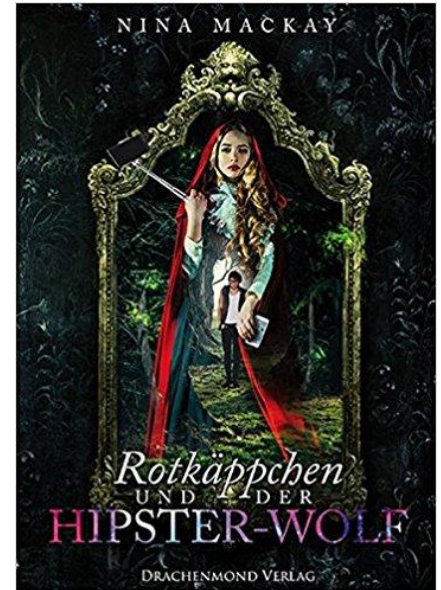
Fabienne Siegmund: Ich mag es, wenn sich die alten Motive und Symbole zu Neuem vermischen. Wenn man mit den Mitteln Dinge transportieren kann, wie es die alten Märchen einst getan hat. Darin sehe ich auch die größte Herausforderung, dass man sie irgendwie noch erkennt, aber sie dennoch mitunter so versteckt, dass sie die Geschichte nicht dominieren, wenn es nicht notwendig ist. Dass man die Waage findet. Zwischen Neu

und Alt, Eigenem und Traditionellem.

Julia Zieschang: Wie gesagt, bin ich mit Märchen groß geworden. Sie waren quasi mein Einstieg in die Welt der Geschichten. In Märchen ist alles möglich, und das macht für mich den besonderen Reiz aus. Beim Schreiben liegt die Herausforderung darin, nah genug am Original zu bleiben, damit die Parallelen erkennbar sind, aber nicht zu nah, damit noch möglichst viele überraschende und auch schockierende Wendungen in der Handlung möglich sind und der Leser zwar etwas Vertrautes erfährt,

aber dennoch gefesselt von dieser neuen Version ist.

PHANTAST: Vielen Dank!





Autor: Didier Crisse
Zeichner: Robi Pena
Verlag: Splitter (2015)
Genre: Märchen / Fantasy

Gebundene Ausgabe
48 Seiten, 13,95 EUR
ISBN: 978-3958399020

Tinkerbell im Wunderland

Eine Rezension von Markus Drevermann

Tinkerbell durchstreift auf der Suche nach Peter Pan wieder einmal London. Dabei gerät sie in einen unheimlichen Buchladen, dessen Besitzer Feen so überhaupt nicht leiden kann. Dementsprechend versucht er Tinkerbell durch Zuklappen eines Buches zu fangen und zu zerquetschen. Als er jedoch das Buch wieder aufschlägt, ist Tinkerbell verschwunden. Da sie ihn nicht mehr stört, kümmert ihn nicht weiter, wohin sie verschwunden ist. Hätte er einen Blick auf den Buchtitel geworfen, wäre er vielleicht auf den richtigen Gedanken gekommen. Denn bei dem Buch handelt es sich um Lewis Carrolls *Alice im Wunderland*. Genau da landet Tinkerbell – mit schwerwiegenden Folgen

für ihre Fähigkeiten. Unter anderem kann sie nicht mehr fliegen, muss also zum ersten Mal für lange Zeit ihre Füße benutzen und gehen. Da sie überhaupt keine Orientierung hat, ist der Weg zurück umso beschwerlicher. Auf ihrer nun beginnenden Odyssee trifft sie auf die vielen herrlich verrückten Figuren Lewis Carrolls, ehe am Ende die Geschichte mit einem weiteren Klassiker der Literatur verknüpft wird.

Tinkerbell, in Deutschland auch Glöckchen oder Naseweis genannt, ist wohl eine der bekanntesten, wenn nicht sogar die bekannteste Figur aus Peter Pan und einer der beliebtesten Disneycharaktere. Disney nutzte sie

bereits abseits Peter Pans für weitere Filme, die auch ihren Weg ins Kino fanden. Ihren Ursprung hat sie aber in J. M. Barries Roman über den Jungen, der nicht erwachsen werden wollte, und genau dorthin gehen Didier Crisse und Robi Pena bildlich zurück. Ihre Tinkerbell ist nicht die zuckersüße Disneyvariante, sondern das kleine freche Wesen, das sie in *Peter Pan* sein durfte.

Sofort am Anfang steht die bildliche Rückkehr in die Seiten eines Buches und somit in die Welt der grenzenlosen Phantasie. Statt aber Peter Pans Geschichte neu aus einem anderem Blickwinkel zu erzählen, wie es so häufig gerne auch mit anderen Geschichten gemacht wird, lassen die Autoren Tinkerbell nicht nach Nimmerland zurückkehren, sondern versetzen sie in eine ganz andere Welt, die literarisch gesehen gar nicht so weit entfernt ist. Sowohl in *Peter Pan* als auch in *Alice im Wunderland* betreten die Protagonisten eine

Parallelwelt auf fantastische Art und Weise und begegnen dort einer Vielzahl ungewöhnlicher Charaktere, die immer etwas Rebellisches in sich tragen. Barries *Peter Pan* ist stringenter, aber äußerst phantasievoll sind beide Werke, die auch zeitlich gerade einmal vierzig Jahre auseinanderliegen. Tinkerbells Reise durch das Wunderland hakt natürlich auch die Begegnungen mit den bekanntesten Figuren ab, wie dem verrückten Hutmacher, der Grinsekatz, dem Märzhasen oder der Raupe. Und Alice fehlt selbstverständlich auch nicht. Nur läuft nicht alles wie gewohnt ab.

Die Charaktere sind, wie man sie kennt, aber durch die Begegnung mit Tinkerbell, die immer etwas frech daherkommt, wirkt alles frischer und vor allem humorvoll. Zudem vermischt Didier Crisse seine gut geschriebene Geschichte um Tinkerbell nicht nur mit *Alice im Wunderland*, sondern bringt auch Oberon aus Shakespeares *Sommernachtstraum*

ins Spiel und deutet eine größere Gefahr für alle Buchwelten an. So kommt etwas zusätzliche Spannung in die äußerst fantastische Geschichte. Einziges Manko des Bandes ist, dass er am Ende mit dem Betreten einer weiteren sehr bekannten Fantasywelt, die häufig in einem Atemzug mit *Alice* und *Peter Pan* genannt wird, einfach abbricht. Die Geschichte wirkt zwar so weit rund, aber es ist klar, dass eine Fortsetzung her muss, um alles abzuschließen, vor allem da *Tinkerbell im Wunderland* den Wunsch nach mehr im Leser hinterlässt.

Einen sehr großen Anteil daran haben Robi Penas Zeichnungen. Es ist einfach fantastisch anzusehen, was er aufs Papier gezaubert hat. Wunderschön ist seine Farbkomposition, und er stellt Tinkerbell nicht bieder in einem Kleidchen dar, sondern ihrem Charakter entsprechend frech und lässt sie sogar etwas sexy wirken, in ihrem kurzen Kleidchen und den langen Strümpfen.

Dies selbstverständlich nicht zu sehr, aber es ist ein frecherer Ansatz, der hervorragend zu Crisses Geschichte passt. Die anderen Figuren Carrolls setzt er ebenso inspiriert um und erweckt sie zu neuem Leben. Egal, ob Raupe, Hutmacher oder Kaninchen, alle sind perfekt eingefangen. So kann der Leser sich in einen wahren Farb- und Bilderrausch fallen lassen, der Lust auf mehr macht und die Seiten im Flug

vorbeiziehen lässt. Besser hätte Tinkerbelle garantiert nicht gezeichnet werden können.

Als Anhang gibt es Skizzen und Zeichnungen und ein sehr gutes und interessantes Interview. Nur der Hinweis auf einen weiteren Band findet sich leider nicht. Das Cover ist zusätzlich mit Spotlack veredelt, hebt Teile tastbar hervor und bietet so eine tolle Haptik.

Fazit

Tinkerbelle im Wunderland ist ein visuelles Fest für den Leser. Schon das Cover macht klar, dass man etwas ganz Besonderes in Händen hält.

Wer Fantasy, *Peter Pan* oder *Alice im Wunderland* mag, für den ist *Tinkerbelle im Wunderland* ein Pflichtkauf. Hier stimmt einfach alles. Ein großer Spaß und Augenschmaus.



Die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm

Ein Artikel von Almut Oetjen

Zu Beginn einer Rezension über die gesammelten *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm sei die keinesfalls provokante Frage erlaubt, ob eine Kindheit ohne diese Märchen überhaupt möglich ist – wenigstens im Verbreitungsgebiet der Texte. Auf



die Märchen lassen sich verschiedene Adjektive anwenden: gruselig, romantisch, schön, schaurig, befremdlich. Sie gehören vermutlich auf jeden Nachttisch oder in jedes Bücherregal. Die mit handschriftlichen Anmerkungen versehenen Handexemplare der Brüder gehören seit 2005 zum Weltdokumentenerbe der UNESCO.

Die Märchen der Brüder Grimm – Vielfalt in Buch und Film

Kaum ein Mensch hierzulande hat das Pech, in der Kindheit keine Märchen kennenzulernen. Allein die heute erhältlichen Fassungen der Grimmschen Märchen gehen in die hunderte

Buchausgaben, von sprachlich und inhaltlich bearbeiteten Vorleseversionen für Kleinkinder und Jugendbuchversionen bis hin zu den Originaltexten, von umfassend bebilderten bis zu reinen Textfassungen.

Die Märchen der Brüder Grimm (und, natürlich, anderer Autoren) bereichern den kindlichen Alltag, sind Gegenstand von Spielen, Gesprächen und Träumen. Die Medien finden in ihnen einen reichen Fundus an Motiven, die sie in der Werbung, in alten Disneyfilmen und neueren oder im Fernsehen ausbeuten. Die Verfilmungen der Disney-Studios werden weltweit vielleicht stärker rezipiert als die

Lesefassungen der Märchen. „Hänsel und Gretel“ wurde bereits 1897 von Oskar Messter als Stummfilm produziert. Von 2008-2016 hat die ARD mehr als vierzig Märchenfilme hergestellt, hauptsächlich nach Grimmschen Vorlagen.

Während sich die Kinofilme seit jeher nur lose bis sehr lose an einer Märchenvorlage orientieren, frei interpretieren oder nur Motive verwenden, halten sich Fernsehverfilmungen enger daran. Grimms Märchen wurden auch für das Theater und die Oper aufbereitet.

Engelbert Humperdinck hat mit *Hänsel und Gretel* die wohl bekannteste Märchenoper zu verantworten, Johannes Brahms hat „Die beiden Königskinder“ vertont. Moritz von Schwind hat einen Bilderzyklus zu „Aschenbrödel“ gefertigt, der Maler und Illustrator Oskar von Herrfurth hat Postkartenserien zu verschiedenen Märchen erstellt.

Den Brüdern Grimm nachspüren auf einer touristischen Märchenstrecke

Seit über vierzig Jahren gibt es die deutsche **Märchenstraße**. Von der Geburtsstadt der Grimms, dem hessischen Hanau, verläuft diese Märchenstraße über 600 Kilometer durch fünf Bundesländer (Bremen, Hessen, Niedersachsen, Thüringen, Nordrhein-Westfalen) sowie sechzig Orte und Städte.

Auf dieser Strecke liegen unter anderem: das Dornröschenschloss im Reinhardswald; Hameln, die Stadt des Rattenfängers; der Hohe Meißner – Nordosthessens höchster Berg – mit seinem Frau-Holle-Rundweg; Bremen, wohin es die Stadtmusikanten zog; der Kasseler Bergpark Wilhelmshöhe, der seit 2013 zum Weltkulturerbe der UNESCO gehört; die vielen Burgen und Schlösser, allesamt Stationen, die Verbindungen zu den Brüdern Grimm und ihren *Kin-*

der- und Hausmärchen aufweisen. In Kassel gibt es zudem ein Brüder-Grimm-Museum (www.grimms.de).

Die Bezüge zu den Brüdern und den Märchen sind sehr schön aufgearbeitet, und es macht Spaß, diese touristisch hochwertig erschlossenen und präsentierten Orte zu besuchen, punktuell oder während eines längeren Urlaubs.

Was sind Märchen?

Die Geschichte des Märchens als Erzählform weist zeitlich weit hinter die Brüder Grimm zurück. Aber erst mit ihnen verbindet man den Begriff des Märchens und die Märchenforschung.

Märchen werden grundsätzlich differenziert in Volksmärchen und in Kunstmärchen. Letztere haben einen bekannten Urheber, sind als literarische Artefakte individueller Natur; es fallen unter anderem Hans-Christian

Andersen, Ludwig Tieck, Clemens Brentano, Oscar Wilde und Wilhelm Hauff ein. Volksmärchen hingegen sind ursprünglich „im Volk“ verortet, da ihre genaue Herkunft unbekannt ist. Typologisch lassen sich Märchen unterteilen in solche, die sprechende Tiere als Akteure haben, welche, in denen auf andere Weise die Welt des Übernatürlichen wirkt, und schließlich Schwänke. Die Brüder Grimm haben in ihren *Kinder- und Hausmärchen* all dies gesammelt. Motivische Verbindungen weisen die Geschichten zu Heldenerzählungen und Tierfabeln auf.

Märchen sind in ihrer Struktur im Allgemeinen kurze Erzählungen, was auf ihren früheren oralen Überlieferungscharakter zurückgeht. Die Märchen, die zur Folklore gehören, haben eine länger zurückliegende orale Erzähltradition. Mündliche Überlieferung impliziert entweder kurze Geschichten oder derart strukturierte, dass Wiederholun-

gen als Anker verwendet werden können. Ist dies nicht der Fall, werden sie in, je nach Erinnerung, vielfältig veränderter Form erzählt, frei improvisiert, spontan vorgetragen, jeweils ohne eindeutige Textvorlage.

Um – allemal spannend – erzählen zu können, darf man nicht erst während des Vortrags nach passenden Wörtern suchen. Deshalb gibt es geprägte Formulierungen, Wiederholungen von Schlüsselwörtern oder ganzen Phrasen, Variationen von Motiven und Handlungen. Ein Merkmal ist die Verwendung von gereimten Versen. Auf heutige Leser und Leserinnen mag dies etwas befremdlich wirken. Aber betrachtet man es als Bestandteil erzählerischer Regeln, wird es zur Oberfläche.

Die Handlung sieht oft so aus: Jemand wird von den Eltern ausgesetzt oder zieht aus, eine Aufgabe zu lösen, hat Prüfungen zu absolvieren und bekommt am Ende eine Belohnung. Es stimmt nicht, dass, wie in manchen be-

arbeiteten Sammlungen zu lesen und in der allgemeinen Wahrnehmung verbreitet, Märchen immer mit den Worten „Es war einmal ...“ beginnen. Bei den Brüdern Grimm sind dies nur 38 Prozent.

Keine unveränderlichen Märchentexte

Vor etwas mehr als 200 Jahren sind die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm erstmals veröffentlicht worden, der erste Band 1812 mit 86 Märchen, der zweite 1815 mit 70 Märchen. In jedem Band gab es eine Vorrede der Herausgeber und einen Anhang mit Anmerkungen zu den Texten. Im Lauf der Jahre erfreuten sich die Märchen zunehmender Beliebtheit und erlebten zahlreiche weitere Auflagen, mit wechselndem Inhalt, neuen Märchen, Neufassungen und Ersetzungen.

Die Brüder Grimm hatten ursprünglich zwei Absichten in der

philologisch genauen Märchen-sammlung. Jacob wollte die Überbleibsel der alten deutschen Sprache linguistisch untersuchen, um Hinweise auf oder Belege für eine deutsche Identität finden zu können. Wilhelm konzentrierte sich auf die mündlichen Überlieferungen der Märchen.

Die heute bekannten Märchen-sammlungen, gleich in welcher Zusammenstellung und welchem Umfang, sind bis auf wenige Ausnahmen bearbeitete Fassungen der Grimmschen Ausgaben. Die Märchen entstanden in einem Jahrzehnte dauernden Prozess und existieren in unterschiedlichen Fassungen. Die Brüder haben im Lauf der Jahre selbst Bearbeitungen der Märchen vorgenommen. So gleicht keine Ausgabe der anderen, und später aus anderen Büchern aufgenommene Märchen waren zum Teil beeinflusst durch den Grimmschen Märchenbestand, dem sie hinzugefügt wurden. Manche Märchen

sind sehr kurze Texte, sprachlich und inhaltlich karg, andere sind längere Erzählungen.

In der Erstauflage standen die Kommentare noch direkt bei den Texten, in der zweiten Auflage von 1822 wurden sie getrennt aufgeführt. Die Kommentare enthalten häufig Angaben zu ähnlichen Texten, einschließlich deren Herkunft. Die Texte wurden zunehmend für Kinder aufbereitet, moralisch imprägniert und als Erziehungsbuch ausgegeben. Ein wichtiges Kriterium war der bürgerliche Zeitgeschmack. Die französische Herkunft manchen Textes, wie „Blaubart“, wurde nicht angegeben, die Leser wollten ein Buch mit rein deutschen Märchen.

Reclams Gesamtausgabe der Kinder- und Hausmärchen

Heinz Rölleke veröffentlichte 1975 die handschriftlichen Urfassungen von 1810. Seine Reclamausgabe der *Kinder- und Haus-*

märchen zeigt, wie weit heutige Märchenbücher von den Ursprüngen entfernt sind. Obwohl sie zum Kulturschatz gehören und beinahe jedes Kind wenigstens ein paar von ihnen kennengelernt hat, sind die Originalmärchen dem lesenden Publikum – zumeist – unbekannt, heute mehr als früher. Es existiert eine Vielzahl von Bearbeitungen in verschiedener Auswahl. Viele überlieferte Details, die diese Texte bestimmen, finden sich bei den Brüdern Grimm gar nicht, darunter das Lebkuchenhaus in „Hänsel und Gretel“.

Verfilmungen beziehungsweise Adaptionen in Romanform haben sich noch weiter entfernt. Ihnen fehlt das archetypische Moment. Dafür haben sie eine wie auch immer geartete psychologische Tiefe. Die Märchen hingegen sind pointierte Träume und Alpträume, die keine Umwege einschlagen.

Das erste Märchen jeder Ausgabe ist „Der Froschkönig oder der

eiserne Heinrich“, das letzte „Der goldene Schlüssel“. Dazwischen gab es im Lauf der Ausgaben einiges an Bewegung. Hierüber kann man bei Rölleke gut nachlesen. (Kürzer hier: Heinz Rölleke, „Kein Kuss vom Prinzen. Wie Wilhelm Grimm die Rohfassungen der Märchen gestaltete, veränderte und zensierte.“ Zeit Geschichte 4/2012, S. 50ff.)

Man mag zufrieden sein mit der Märchensammlung allein und den dritten Band nur für wenige Leser mit historischem oder philologischem Interesse als sinnvoll erachten. Aber dieser dritte Band ist ein Schatz. Allein die 240 Seiten Originalanmerkungen der Brüder Grimm zu den einzelnen Märchen sind eine hervorragende Ergänzung des Bestandes. Beispielsweise wird in den Anmerkungen zu „Die Bremer Stadtmusikanten“ die Herkunft des Märchens deutlich, einschließlich der für manche Leser interessanten Erkenntnis, dass es



sich nicht um ein Bremer Märchen handelt, sondern dass es nach „zwei Erzählungen aus

dem Paderbörnischen“ entstanden ist, von denen eine dritte Fassung aus Zwehrn wie auch

Texte verschiedener Autoren abweichen. Eine knapp acht Seiten lange Verfassung ist ebenfalls beigefügt.

In den folgenden Abschnitten sind einige Bruchstücke aus anderen Texten oraler Überlieferung dokumentiert, Zeugnisse, die „das Dasein der Märchen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern“ bestätigen und die Wiedergabe von Einschätzungen Dritter, darunter Plutarch, Tertullian, Luther, Goethe und Walter Scott, über den Wert der Märchen. Auf 120 Seiten haben die Grimms etwas geschrieben zu grundlegenden älteren Textsammlungen und Nachahmern. Schließlich gibt es einen umfangreichen Anhang des Herausgebers, mit Angabe von Texteingriffen, Nachweisen der einzelnen Märchen innerhalb der sieben großen Ausgaben der *Kinder- und Hausmärchen*, eine tabellarische Übersicht zu Erscheinungsjahren der Märchenfassungen, eine Aufstellung der

Beiträger und Vermittler der Märchen, Literaturhinweise, ein Nachwort und ein alphabetisches Märchenverzeichnis.

Das Grauen gehört zu einer glücklichen Kindheit

Anfangs, als Kind, gruselt man sich bei den Märchen, zumeist angenehm, gelegentlich weniger angenehm, bis hin zu Alpträumen. Dann differenziert man in Märchen, die einem mehr oder weniger gefallen, schafft sich seinen eigenen Bestand an Lieblingsmärchen, die man immer wieder vorgelesen bekommen möchte. Irgendwann ist man aus dieser Phase raus, die Märchen werden Relikte einer frühen Entwicklungszeit. Aber mit etwas Glück begegnet man ihnen in späteren Jahren wieder. Dann erinnert man sich – oft genug verklärend, vielleicht geht es nicht anders – an seine Kindheit, Eltern, die vorlesen, während man an sie gekuschelt sitzt oder warm ins Bett gepackt ist.

Als Erwachsene dann lesen wir sie neu, als Fantasy, Horror, Mystik oder Krimi. Als Geschichten über Geschwisterliebe, über die Vorläufer moderner Patchworkfamilien, die von einem Mann und einer Frau in zweiter Ehe erzählen, mit einem Kind aus jeder Beziehung. Manchmal ist die Stiefmutter böse und hasst das Kind aus der ersten Beziehung. Dann, aber nicht nur dann, wird es im Märchen unvorstellbar brutal und grausam.

Wer die Sammlung der *Kinder- und Hausmärchen* aufmerksam liest, wird feststellen, dass die Horrormoderne in Literatur und Film kaum Innovationsspielraum besitzt, nahezu alles kennt man irgendwie aus den Märchen. Und inhaltlich geht mehr Horror nicht, nur visuell, in der Möglichkeit, das Grauen filmisch darzustellen.

Erzählt wird auch von materiel-
ler Not, davon, dass Eltern ihre Kinder vernachlässigen oder sie

unvorbereitet in die Welt stoßen, wo sie, weil sie sich im Märchen befinden, ihre eigenen Kräfte entwickeln und lernen, sich im Leben zurechtzufinden. Märchen räumen auch mit dem Mythos auf, dass Stiefeltern das Kind des Partners genauso lieben wie das eigene. Weiter geht es häufig um Macht, die über Dritte erlangt werden kann, mit Gewalt oder List, es geht um Gier – nach Zuwendung, nach Essbarem.

Die Protagonisten, männlich wie weiblich, treffen auf Antagonisten, müssen gegen das Böse bestehen, das gleichermaßen, zumindest quantitativ, männlich wie weiblich ist, aber auch übernatürlich sein kann – Teufel, Hexe. Gut und Böse sind Bezeichner, auch von uns als gut wahrgenommene Figuren begehen Handlungen, die böse sind.

Die Symbolsprache des Märchens ist der Schlüssel zu seinem tieferen Verständnis. Anders als

die Vampire, die es nur noch gibt, weil wir nicht mehr an sie glauben, müssen wir an die Existenz der phantastischen Märchenwesen glauben, damit es sie gibt. An die Zwerge und Riesen, Engel und Dämonen, Drachen und Trolle.

Fragt man einmal in seinem persönlichen Umfeld, welche Märchen bekannt oder gar Lieblingsmärchen sind, bekommt man nahezu ausschließlich zu hören: „Schneewittchen“, „Rotkäppchen“, „Hänsel und Gretel“, „Der Froschkönig“, „Aschenputtel“, „Dornröschen“, „Die Bremer Stadtmusikanten“, „Der Wolf und die sieben Geißlein“, „Rumpelstilzchen“, „Rapunzel“, „Das tapfere Schneiderlein“ und „Frau Holle“.

Fazit

Wer die *Kinder- und Hausmärchen* in nicht modernen oder moder-

nierten, gleichwohl gut lesbaren und verständlichen Fassungen (sieht man ab von den wenigen mundartlichen Texten) lesen möchte, die man auch seinen Kindern – wobei nicht alle Märchen für alle Altersklassen geeignet sind – vortragen möchte, ist mit dieser sehr schönen Fassung aus dem Reclam Verlag bestens bedient. Die gelbe Reihe von Reclam ist ja in ihrer Schriftgröße ein guter Wegbereiter in die Phase der Notwendigkeit einer Lesebrille. Dies ist bei der Märchenausgabe mitnichten der Fall. Typographisch ist sie gelungen und lesefreundlich im Sinne von augenfreundlich dazu.

Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm

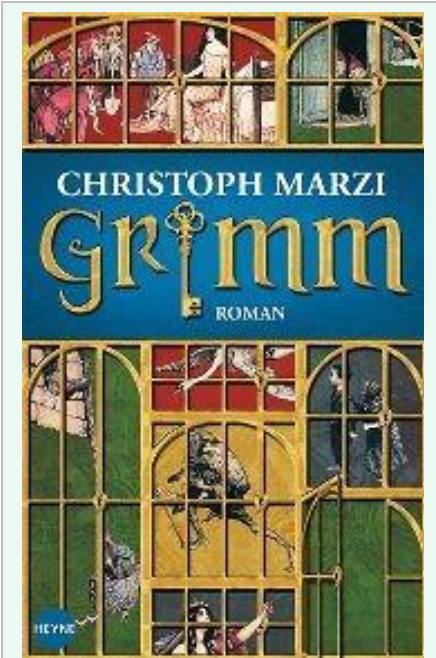
Hrsg.: Rölleke, Heinz

Drei Bände geb. in einer Kassette.

Buchformat: 12 x 19 cm

1506 Seiten, 29,95 EUR

ISBN: 978-3-15-030048-0



Autor: Christoph Marzi
Verlag: Heyne fliegt (2010)
Genre: Fantasy

Gebunden mit Schutzumschlag
560 Seiten, 17,99 EUR
ISBN: 978-3-453-26661-2

Grimm

Eine Rezension von Judith Madera

Vesper Gold hat es nicht leicht an ihrer neuen Schule, denn nicht nur gewisse Mitschülerinnen kommen mit der düster gekleideten Neuen nicht klar, auch die Direktorin hat offensichtlich ein Problem mit ihr. Also muss sich Vespers Mutter, die weltberühmte Pianistin Margo Gold, trotz vollem Terminkalender in die Schule bemühen. Vespers Vater dagegen verweilt in Berlin und lässt seit der Trennung selten von sich hören.

Als sie von seinem Tod erfährt, bricht trotz der eher flüchtigen Verbindung zu ihm eine Welt für Vesper zusammen. Sie ahnt noch nicht, dass sein Tod unglaubliche Konsequenzen nach sich zieht und nicht der letzte sein wird.

Zu allem Übel hat sich ein unscharfer Schatten an ihre Fersen geheftet, und der Wolf aus ihren kindlichen Alpträumen eröffnet die Jagd auf sie ...

In seinem Werk erweckt Christoph Marzi diverse Märchengestalten zum Leben, und selbst die eigentlich Guten unter diesen „Mythen“ sind der Menschheit nicht gerade wohlgesonnen. Die Geschichten, die die Gebrüder Grimm erzählten, entsprechen höchstens in groben Zügen der Wahrheit – das meiste an ihnen ist erlogen und sollte dazu dienen, die Menschen glauben zu lassen, dass die Mythen nicht real sind. Währenddessen wurden die Märchenwesen von einer geheimen Verbindung gejagt

und nahezu vollständig aus der modernen Welt verbannt. Doch nun haben sie einen Weg gefunden, zurückzukehren und sich an den Menschen zu rächen.

Wer in dieser Geschichte „gut“ oder „böse“ ist, lässt sich nur schwer sagen, wobei zumindest manche Menschen deutlich schlechter wegkommen als die Mythen. Doch auch diese sind gefährlich und zu Grausamkeiten fähig. Letztlich verhält es sich mit allen gleich: Hass führt niemals zu etwas Gutem.

Vesper vermag die Leserherzen mit ihrer aufrichtigen Art schnell für sich zu gewinnen. Es gelingt ihr, über ihren Schmerz hinaus die Ereignisse zu betrachten und offen zu sein für die phantastischen, wahren Geschichten. Auf ihrem Weg trifft sie Leander Nachtsheim, einen etwas seltsamen jungen Mann, der sie stets zum Lachen bringt. Auch er trägt einen tiefen Schmerz mit sich herum – und beider Schicksal ist

mit dem der Mythen eng verknüpft. Als Dritter im Bunde gesellt sich ein gewisser Jonathan Andersen hinzu, der in der Storyführung allerdings konstruiert wirkt.

Lange Zeit ist dem Leser nicht klar, warum diese Person helfend eingreift, und am Ende ist man trotz Erklärung nicht ganz zufrieden mit ihm. Die Mythen sind sehr interessant und größtenteils auch gruselig gestaltet. Wenn die Helden ihnen begegnen, kann man sich auf schaurige Szenen freuen, von denen es allerdings zu wenige in der Geschichte gibt. Sie sind schlichtweg so gelungen, dass man sich ein ganzes Buch in der Welt der Mythen wünscht.

Grimm liest sich insgesamt etwas anders als andere Werke von Christoph Marzi, obwohl auch hier meist eine verträumte Atmosphäre entsteht. Doch diesmal ist sie dunkler, teilweise auch verstörend und dadurch un-

heimlich reizvoll. Dagegen erscheint die Story doch oftmals konstruiert und gegen Ende recht vorhersehbar.

Der Autor streut einfach zu viele Andeutungen, die man als Leser schließlich zu früh zu einem Ganzen zusammensetzt. Zwar bieten sich auch am Ende noch kleine Überraschungen und die Story enthält viele Wendungen, aber gerade was die Personenkonstellation betrifft, kommt man der Geschichte zu früh auf die Schliche.

Sehr gelungen hingegen sind die Verflechtungen und Veränderungen verschiedener Märchen – so folgt der Leser einer Spur aus Rosenstaub und erfährt die Wahrheit über Schneewittchens blasse Haut. Grimm punktet außerdem mit der schönen Gestaltung des Hardcover.

Fazit

In *Grimm* erwachen die Märchen aus Kindertagen zum Leben,

zeigen jedoch ein ganz anderes, dunkleres Gesicht. Untermalt wird die Geschichte der Mythen von einer verträumten, schaurigen Atmosphäre, die auch über die ein oder andere vorhersehbare Szene hinwegtröstet. Christoph Marzi ist einfach ein wunderbarer Erzähler!

[Rezension zu *Lyra*](#)

[Interview mit Christoph Marzi](#)



Die dunkle Seite des Märchens

Ein Artikel von Pia Winterwerber

Märchen sind eine feine Sache. Wer erinnert sich nicht mehr an die eigene Kindheit zurück, wenn er von schönen Prinzessinnen, tapferen Rittern und fiesen Hexen hört? Auf den ersten Blick erscheint die Welt der Märchen kindgerecht zu sein. Die Mädchen bekommen fast immer ihren hübschen Prinzen, die entführte Prinzessin wird aus ihrer Not befreit, und die bösen Hexen, Drachen und Stiefmütter erhalten ihre gerechte Strafe. Doch was sehen wir auf den zweiten Blick? Welches Grauen wird von eitlen Sonnenschein verdeckt? Im Hintergrund lauert eine düstere Welt.

Genau genommen fließt in der Märchenwelt wenig Blut. Wir

lesen hier selten etwas von Schnittwunden, Schmerz oder Blutlachen. Denken wir an Rotkäppchens Wolf, aber auch den der sieben Geißlein: Beiden wird bei lebendigem Leibe der Bauch aufgeschlitzt.

Aschenputtels Schwestern opfern jeweils einen Zeh und eine Ferse (hier wird das Blut im Schuh erwähnt). Dennoch bleibt es unserer Fantasie überlassen, all das Blut auch zu sehen. Vielleicht erscheinen uns deshalb die Märchen auf den ersten Blick weniger gruselig, als sie es sind. Aber auf den zweiten Blick entdecken wir so einige gruselige Gestalten.

Der Teufel ist in den Märchen eine immer wieder auftauchende

Figur, nicht nur bei der bekannten Geschichte „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“, auch bei der weniger bekannten „Das Mädchen ohne Hände“. Hier wird die Titelfigur – mehr aus Versehen – von ihrem Vater, einem armen Müller, gegen Geld eingetauscht. Seine spätere Reue hilft ihr nicht, sondern führt dazu, dass er sich so sehr vom Teufel bedroht fühlt, dass er seiner eigenen Tochter die Hände abhackt. Wie viel Blut hier geflossen ist, wie sich die Schreie des armen Mädchens angehört haben und wie verzweifelt der Müller gewesen sein muss, wird uns nicht geschildert. Doch unsere Fantasie entwirft uns hier ein schreckliches Bild.

Der weitere Weg des Mädchens zeigt uns dann wieder eine märchenhafte Welt. Der starke Glaube des Mädchens hilft ihr zu überleben, und mit der Unterstützung eines Engels heiratet sie einen König. Selbstverständlich gibt sie der Teufel nicht so schnell auf und vertreibt sie, samt ihrem Kind, vom königlichen Hof. Doch auch hier hilft ihr fester Glaube, sowie die unerschütterliche Liebe ihres Gemahls, dabei, den Feind zu besiegen, und sie bekommt sogar ihre Hände zurück.

Der Teufel ist es auch, der im Märchen „Der Grabhügel“ bezwungen werden muss. Am Anfang lernen wir einen reichen Bauern kennen, der in seiner Hartherzigkeit seine Reichtümer hortet. Schließlich regt sich sein Gewissen und er gibt von seinem Korn an einen armen Bauern ab. Dieser muss jedoch versprechen, am Grab des Reichen drei Nächte Wache zu halten. Dessen Tod kommt natürlich alsbald, und der Leser findet sich an einem

düsteren Schauplatz wieder. Der Bauer muss im Mondschein alleine in kalter Nacht bei dem Grab Wache halten – ein klassisches, gruseliges Szenario. In der dritten Nacht erscheinen auf dem Friedhof ein alter Soldat, der sich zu ihm gesellt, und schließlich auch der Teufel, der sich die Seele des Verstorbenen holen will. Dank einem Trick gelingt es ihnen, ihn zu bezwingen. Hier bleibt es uns wieder selbst überlassen, uns auszumaalen, wie der arme Mann im Mondschein als einzige lebende Seele auf dem Friedhof steht, vielleicht dem raschelnden Laub lauscht, den Wind pfeifen hört und allein mit seinen Ängsten ist, bis sich der Soldat zu ihm gesellt. Dieser muss ihn gewaltig erschreckt haben, wie er plötzlich aus der Dunkelheit auftaucht. Ebenso der Teufel, der zwar nicht beschrieben wird, aber in der grimmschen Welt öfter in der klassischen Version mit Ziegenbart, Hörnern und Hufen dargestellt wird.

Schon zu Zeiten der Brüder Grimm gab es Zombiengeschichten. In der Geschichte „Die drei Schlangenblätter“ begegnen wir einigen gruseligen Motiven. Es beginnt damit, dass eine Prinzessin nur heiraten will, wenn sich ihr zukünftiger Gemahl mit ihr begraben lässt, sollte sie vor ihm sterben. Natürlich verliebt sich ein hübscher Jüngling so sehr in sie, dass er allem zustimmt und sich schließlich auch mit ihr begraben lässt.

Weil er sich vor einer Schlange schützen will, zerschlägt er diese in drei Stücke. Eine zweite Schlange legt drei Blätter auf die erste, welche wieder zum Leben erwacht. Mit diesen Blättern rettet unser Prinz dann seine Frau und sich aus dem Grab. Auch hier bleibt es unserer Fantasie überlassen, uns vorzustellen, wie der junge Mann allein in dem dunklen, vielleicht kalten und modrigen Grab sitzt und nichts tun kann, außer auf seinen eigenen Tod zu warten. Dabei muss er auch noch den Verlust seiner

Frau betrauern. Ebenso bleibt es uns überlassen uns vorzustellen, wie die Prinzessin wieder lebendig wird. Zwar wird sie nicht zu einem hirnlosen Zombie – wie wir sie heute kennen –, aber im weiteren Verlauf des Märchens verändert sich ihr Charakter. Sie geht mit ihrem Mann auf eine Schiffsreise, macht aber dann mit dem Kapitän gemeinsame Sache und lässt ihren Gemahl über Bord werfen. Dieser wird jedoch von seinem Diener – wieder mit Hilfe der Schlangenblätter – gerettet. Am Ende gelingt ihnen selbstverständlich die Heimkehr, und die böse Prinzessin erhält ihre Strafe.

Auch Kannibalismus spielt in der grimmschen Welt eine Rolle. Nicht nur bei „Hänsel und Gretel“, auch in dem Märchen „Der Okerlo“. Schon zu Beginn wird ein ziemlich erschreckendes Bild gezeigt: Eine Königin lässt ihre Tochter in der Wiege davonschwimmen. Warum sie das tut, wissen wir nicht, nur, dass das

arme Kind bei Menschenfressern landet. Dort wird sie zunächst von der Frau des Okerlo aufgezogen und soll dann an dessen Sohn verheiratet werden. Jedoch verliebt sich sie sich in einen Prinzen. Natürlich wird das unglückliche Paar erwischt, und dem Prinzen droht ein schrecklicher Tod im Suppentopf. In der Nacht und durch einen Trick, bei dem der Okerlo aus Versehen seine eigene Tochter frisst, gelingt dem Paar die Flucht. Auch in der Geschichte „Der Räuberbräutigam“ wird ein

Mädchen von Menschen aufgegessen. Die Geschichte beginnt damit, dass ein junges Mädchen einem Mann versprochen wird. Als sie ihn vor der Hochzeit besuchen will, muss sie feststellen, dass er in einer Räuberhöhle wohnt. Sie trifft dort eine alte Frau, die sie vor den Räufern warnt und sie versteckt. Sie muss mit ansehen, wie die Räuber ein anderes Mädchen verspeisen. Nachdem sie – kurz vor der Hochzeit – von ihren Beobachtungen berichtet, werden die Räuber schließlich überführt.



Kannibalismus ist auch heute noch ein Motiv für gruselige Literatur. Wer denkt dabei nicht an Thomas Harris' Hannibal Lecter? Wir gruseln uns, wenn wir daran denken, wie er seine Opfer bzw. Teile von ihnen verspeist, und wir würden es niemals zulassen, dass unsere Kinder so etwas sehen. Aber warum geht es uns mit den Märchen nicht so? Bedenkenlos lesen wir unseren Kindern vor, wie Hänsel gemästet, wie Schneewittchen von ihrer Stiefmutter vergiftet und Rotkäppchen aufgefressen wird.

Von Stiefmüttern und anderen bösen Verwandten

Nicht nur gruselige Gestalten machen unseren Helden zu schaffen, auch die Verwandten, wie zum Beispiel die Stiefmütter. Immer wieder sind sie in der grimmschen Märchenwelt zu finden. Aschenputtel und Schneewittchen müssen sich beide gegen die zweiten Frauen ihrer Väter behaupten, wobei

letztere Frau die wohl bekannteste ist. Immer wieder versucht sie ihre Stieftochter umzubringen. Viel besser ergeht es auch Aschenputtel nicht. Ihre Stiefmutter verbietet ihr, auf den Ball des Prinzen zu gehen, und gibt ihr stattdessen die undankbare Aufgabe, Erbsen zu sortieren.

Aber nicht nur die Stiefmütter sind zum Fürchten, auch die eigenen Eltern. Hänsel und Gretel werden von ihnen im Wald ausgesetzt und können sich nur mit Verstand und Mut retten. Aber sie geraten vom Regen in die Traufe, denn sie landen in den Fängen einer Hexe, die Hänsel in einen Käfig sperrt. Hier zeigt sich ein Bild, welches einem Horror-Roman entsprungen sein könnte: Die Hexe mästet das arme Kind und will es fressen. Stephen King hätte es vielleicht zugelassen, dass genau das passiert, aber wir sind im Märchen, und mit Hilfe seiner Schwester gelingt Hänsel die Flucht.

Auch die Gänsemagd wird von ihren Eltern, wegen eines Miss-

verständnisses, verstoßen. Rumpelstilzchen wird gegen den gleichnamigen Salat eingetauscht. Ebenso ist das Motiv, dass Kinder eingetauscht werden, bei „Rumpelstilzchen“ und dem „Teufel mit den drei goldenen Haaren“ zu finden. Wie verzweifelt müssen diese Eltern gewesen sein? Armut und oft Todesangst bewog sie zu diesen Handlungen. Das macht die Taten verständlich und bietet auf den zweiten Blick ein wunderbares Szenario für jeden Horror-Autor.

Das Spiel mit der Angst - Im finsternen Wald

„Rotkäppchen“ bietet aber nicht nur wegen des Wolfs reichlich Stoff für einen Horror-Roman. Stellen wir uns nur ihren Weg durch den Wald vor. Es ist noch hell, während sie den Weg zu ihrer Großmutter sucht, und die Geräusche des Waldes, knackende Äste und das Heulen der Wölfe werden uns von den Gebrüdern Grimm vorenthalten. Sie

sind aber zweifellos da. Wer wird nicht an Stephen Kings *Das Mädchen* erinnert, das ebenso ganz allein durch den Wald streifen muss. Rotkäppchen schafft es dann in die vermeintliche Sicherheit, findet im Bett aber nicht ihre Großmutter, sondern den Wolf. Stellen wir uns seine riesigen, glühenden Augen in Großmutter's schummriger Hütte vor, seine blitzenden Zähne, seine Angst einflößende Stimme. Rotkäppchen erscheint uns hier wie eine mutige Heldin, die nicht davonläuft, sondern das Gespräch mit dem Feind sucht. Was ihr aber nichts nützt, denn auch

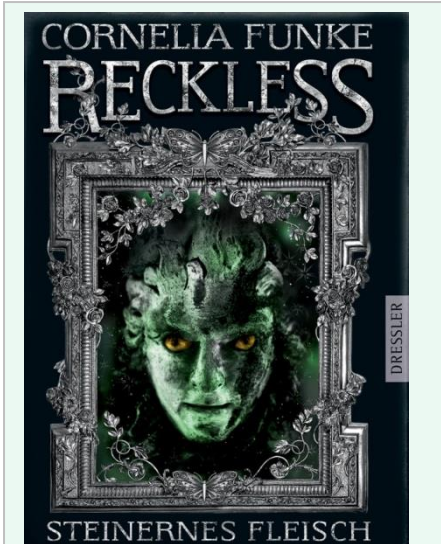
sie wird gefressen. Der strahlende Held ist hier der Jäger, der beide aus dem Bauch des Wolfes befreit.

Schneewittchen ist ebenfalls ein Mädchen, welches sich alleine durch den finsternen Wald schlagen muss. Zunächst ist zwar der Jäger bei ihr, doch der Gang muss ihr wie eine Hinrichtung erschienen sein. Sie wird seine finsternen Absichten geahnt haben, muss Ängste ausgestanden haben, denn ihre Tränen waren es, die schließlich sein Herz erweichen ließen. Doch dann ist auch sie allein mit ihrer Angst, in der Dunkelheit mit den erschre-

ckenden Geräuschen des Waldes, den sie vermutlich nicht kennt, denn welche Prinzessin streift schon oft allein nachts im Wald herum? Sie muss Todesängste ausgestanden haben, bis sie die rettende Hütte der Zwerge erreichte. Ähnlich muss es Hänsel und Gretel ergangen sein, die dann im Haus der Hexe ihre Rettung vermuten.

Aber so finster die Märchenwelt sein mag, sie zeigt auch, dass man mit Mut, Tapferkeit und Klugheit etwas erreichen und vom armen Bauernsohn zum Prinzen aufsteigen kann. Vielleicht glauben wir, dass Märchen harmlos sind, weil auf die genauere Beschreibung der Szenen verzichtet wird. Es wird uns nicht deutlich vor Augen geführt, wie das Blut fließt, wie die Dunkelheit ihre Opfer umfängt und wie furchteinflößend die Hexen, Drachen und Teufel sind. Die dunkle Seite des Märchens zeigt sich nur dem, der genauer hinsieht.





Autorin: Cornelia Funke
Verlag: Dressler (2010)
Genre: Phantastik / Märchen /
Jugendbuch

Gebunden mit Schutzumschlag
352 Seiten, 19,95 EUR
ISBN: 978-3-7915-0485-8

Reckless – Steinernes Fleisch

Eine Rezension von Judith Madera

Jacob und Will Reckless wachsen ohne Vater auf, der eines Tages spurlos verschwunden ist. Alles, was bleibt, ist ein verbotenes Zimmer, das die Mutter immer abschließt. Jacob stiehlt eines Nachts den Schlüssel und sieht sich im Arbeitszimmer des Vaters um. In seiner Hilflosigkeit beginnt er zu randalieren, wobei ihm ein Blatt Papier vor die Füße fällt. Unter für ihn sinnlosen Symbolen und Gleichungen steht ein Satz, der sein Leben verändern wird: „Der Spiegel öffnet sich nur für den, der sich selbst nicht sieht.“ Jacobs Blick schweift unweigerlich zu dem großen, dunklen Spiegel mit den Rosenranken um dem silbernen Rahmen. Der zwölfjährige Jacob kommt hinter das Geheimnis des

Spiegels und lebt fortan in einer Welt, in der Märchen wahr zu sein scheinen. Seinen Bruder Will sieht er nur noch selten, so viel Zeit verbringt er bald in der Spiegelwelt, in die – so denkt er – sein Vater verschwunden ist.

Jacob hält sich als Schatzjäger über Wasser, findet für die Kaiserin von Austrien magische Gegenstände wie den goldenen Ball oder auch ein Tischleindeckdich. Als Will ihm eines Tages durch den Spiegel folgt, geschieht das Unglück: Die erwachsenen Brüder geraten zwischen die Fronten – in einen Krieg der Goyl, steinerner Wesen, gegen Menschen. Dabei töten die Goyl ihre Gegner nicht, sondern verwandeln sie in ihres-

gleichen. Auch Will wächst nun Stein statt Fleisch, und Jacob bleibt nicht viel Zeit, ihn zu retten.

Der verantwortungslose Frauenheld, zu dem Jacob geworden ist, muss sich von nun an zusammenreißen. Seinen Fehler wiedergutmachen. Sein Beschützerinstinkt gewinnt nahezu die volle Kontrolle über ihn, was ihn irgendwie sehr sympathisch macht. Seine Verzweiflung über den drohenden Verlust wird für den Leser greifbar.

Zu allem Überfluss benützt auch Wills Freundin Clara den Weg durch das Glas, die im Verlauf des Romans nur selten über sich hinauswächst. Zu sehr ist sie die zarte Frau, das unsichere Mädchen, das von der Hoffnung auf Rettung ihrer großen Liebe getragen wird. Will ist ebenfalls unsicher. Er war schon immer der Ruhigere, der „Schwächere“, der kleine Bruder, den Jacob beschützen musste. Doch als ihm Jade wächst, wird Will nicht nur

äußerlich steinhart. Auch Fuchs, die eigentlich ein Mädchen ist, sieht sich aber lieber in ihrem Fell zeigt, kommt recht hart daher. Sie begleitet Jacob durch die Spiegelwelt und beschützt ihn – auch mit guten Ratschlägen. Fuchs ist einer der faszinierendsten Charaktere, der wie Jacob lieber flüchtet, als sich zu stellen. Jacob flieht vor seiner Welt, Fuchs vor ihrem Wesen. Auf ihrer Reise begleitet die zwei außerdem der habgierige Zwerg Valiant, der Jacob schon einmal verraten und verkauft hat. Doch mit seinen umfangreichen Kontakten ist er unverzichtbar.

Der Roman wird mit den Worten „Gefunden und erzählt von Cornelia Funke und Lionel Wigram“ eingeleitet. Letzterem ist dieser Roman gewidmet, inwieweit er über Ideen hinaus am Geschriebenen mitgewirkt hat, bleibt leider im Dunkeln. Die Spiegelwelt enthält viele Anspielungen auf die Grimm'schen Märchen, die insgesamt gelungen in den Ro-

man eingebracht werden. Die Idee mit dem Spiegel ist nicht neu, fasziniert bei guter Umsetzung aber nach wie vor. Und in *Reckless – Steinernes Fleisch* ist sie gut umgesetzt. Für Leser, die in ihrer Kindheit in den Genuss vieler Märchen gekommen sind, eröffnet sich hier ein dunkles Netz verschiedenster magischer Elemente.

Doch nicht alles ist so, wie es die Märchen erzählen. Cornelia Funke's Welt ist vor allem gefährlich. Dornröschen wurde nicht wachgeküsst, sondern liegt im Todeschlaf in einem von Leichen umsäumten Schloss. Die Loreley fressen männliche Reisende, die ihren Fluss überqueren wollen. Zudem hat die Technik längst Einzug in die Spiegelwelt gehalten, auch wenn diese noch weit hinter Wills und Claras Welt zurückliegt. Doch es gibt Fabriken und Eisenbahnen. Auch das Photographieren wurde bereits erfunden. Und die Goyl sind, was technische Errungenschaften betrifft, den Menschen ein Stück

voraus. Als Unterdrückte und Gejagte haben sie inzwischen den Spieß umgedreht und gewinnen den Krieg gegen die Menschen, nicht zuletzt durch die Geliebte des Goyl-Königs, die dunkle Fee, die das steinerne Fleisch säte. Zunächst sieht alles etwas nach typischer Schwarz-Weiß-Malerei aus, doch am Ende kristallisieren sich mehr und mehr Graustufen heraus. Die anfangs zu stereotypen Charaktere gewinnen an Tiefe, und ihre Rollen relativieren sich etwas. „Gut“ und „Böse“ sind keine Begriffe mehr, mit denen man die Fronten abstecken könnte.

Der Aufbau der Geschichte ist vergleichsweise vorhersehbar. *Reckless - Steinernes Fleisch* ist ein Abenteuer, wie es eingefleischte Fantasyfans kennen: Die Helden müssen etwas finden, in diesem Fall etwas, um den „kleinen“ Bruder zu retten, und durchleben dabei allerlei gefährliche

Situationen. Nebenbei bereisen sie gefühlt die ganze Welt, von den Städten Austriens bis in den unterirdischen Palast des Goyl-Königs. Nichtsdestoweniger enthält der Roman auch immer wieder kleine Überraschungen und vor allem kreative Ideen, die das Lesen zum Vergnügen machen. Die Darstellung der Goyl als Steinwesen beispielsweise überzeugt durch und durch. Ihre Haut leuchtet in den Farben verschiedener Edelsteine, wobei schon der Stein an und für sich viel über die Herkunft und Position des jeweiligen Goyls aussagt. Dazu schreibt Cornelia Funke regelrecht „zauberhaft“. Ihr Stil liest sich sehr schön, viele gelungene Formulierungen trösten über manch weniger gut gelungene Szene hinweg. Es gibt Stellen im Buch, bei denen man sich fragt, ob sie wirklich nötig sind. Vielleicht erklärt sich ihre Wichtigkeit in folgenden Romanen, denn am Ende von *Reckless*

– *Steinernes Fleisch* bleiben noch viele Fragen offen. Nach der positiven Entwicklung der Geschichte freut man sich zudem auf die Fortsetzung.

Fazit

Die dunkle Fee sät steinernes Fleisch – Cornelia Funke sät Anspielungen auf zahlreiche Märchen und verleiht ihrem Roman somit Tiefe. Die Geschichte an und für sich ist wenig innovativ, ein typisches Abenteuer, allerdings gespickt mit kreativen Ideen und untermalt von einem traumhaften Stil, der jede Seite zu einem wahren Lesegenuss werden lässt.

[Rezension zu *Reckless - Lebendige Schatten* \(Band 2\)](#)

[Rezension zu *Mein Reckless Märchenbuch*](#)

Interview mit Janna Ruth

geführt von Swantje Niemann

PHANTAST: Hallo, Janna, kannst du uns ein bisschen über dich erzählen? Wie bist du zum Schreiben gekommen?

Janna Ruth: Ich bin 1986 in Berlin geboren und lebe nun nach einem sechsjährigen Umweg über Neuseeland im schönen Potsdam. Zurzeit schreibe ich meine Doktorarbeit in Geologie über Erdbeben in Chile, interessiere mich aber vor allem für die kreative und unterhaltende Vermittlung von Wissen.

Das lässt sich auch prima mit meinem Hobby Nr. 1, dem Schreiben, verbinden. Geschichten sind schon immer durch meinen Kopf geschwirrt, und gerade als Teenager lief eigent-

lich den ganzen Tag ein Film vor meinem inneren Auge ab. Manches davon wurde zu Romananfängen, manches Comicseiten, wieder andere Sachen blieben nur Konzepte. In all den Jahren habe ich nur einen einzigen Ro-



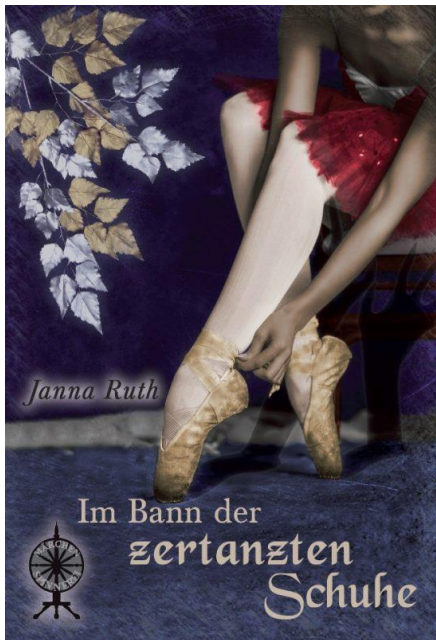
man zu Ende geschrieben, bevor mich mit 17 eine ganz andere Idee gefangen nahm.

Seit 2002 begleiten mich die *Zeichen der Macht*, eine Urban-Fantasy-Serie im Drehbuchstil, und weil ich endlich mal etwas zu Ende bringen wollte, mussten alle Romanideen auf die Wartebank. Bis 2014, als ich mir endlich erlaubte, diese selbstgesetzte Regel zu brechen und am NaNoWriMo teilzunehmen. Tja, und was soll ich sagen, seitdem kann ich Romane auch beenden UND schreibe regelmäßig die Serie weiter.

PHANTAST: Was hat dich daran gereizt, mit *Im Bann der*

zertanzten Schuhe ein Märchen zu adaptieren? Warum gerade dieses Märchen?

Janna Ruth: Im Originalmärchen endet die Geschichte so, dass die Prinzen erneut verflucht werden, statt erlöst wie in so vielen anderen Märchen. Diese doch ungewöhnliche Wendung hat mich, lange bevor die Märchenspinne-*rei* entstanden ist, beschäftigt, und ich habe mir viele Gedanken gemacht, warum dieser Umstand



dennoch ein Happy End für die Prinzessinnen ist. Als ich endlich eine befriedigende Idee hatte, war klar, welche Geschichte ich schreiben wollte. Dann kam mit der Märchenspinne-*rei* die Idee, Märchen in ein modernes Gewand zu kleiden und reale Problematiken aufzugreifen, und die Schuhe fanden ein Zuhause.

Was mich generell an Märchenadaptionen reizt, ist die Möglichkeit, tiefer in die doch recht kurzen Märchen einzutauchen, Motive zu erforschen und die alten Geschichten mit neuem Leben zu füllen; denn seien wir doch mal ehrlich, Charakterentwicklung oder vielschichtige Figuren sucht man in Märchen eigentlich vergeblich. Diese Lücken zu füllen und mit dem Altbekanntem zu spielen, ist für mich der Reiz, ein Märchen zu adaptieren.

PHANTAST: Ich finde, dass *Im Bann der zertanzten Schuhe* genau deswegen eine sehr gelungene

Märchenadaption ist: Die ursprüngliche Geschichte wird nicht nur in die Gegenwart versetzt, sondern auch die im Original märchentypisch skizzenhaften Protagonisten mit plastischen, konfliktreichen Persönlichkeiten ausgestattet. Gerade Jonas' Ringen mit seiner posttraumatischen Belastungsstörung fand ich eindrucksvoll geschildert. Wie bist du auf die Idee gekommen, dass er sich mit diesem Problem auseinandersetzen soll, und welche Recherchen waren damit verbunden, darüber zu schreiben?

Janna Ruth: Seit meiner dreijährigen Auszeit im Behindertenservice der University of Canterbury habe ich mich intensiv mit psychischen Krankheiten beschäftigt und dafür ein ganz neues Verständnis entwickelt. Dabei ist mir auch aufgefallen, dass gerade in der Fantasy Figuren durch besonders traumatische Erlebnisse gehen, diese jedoch erstaunlich gut wegstecken.

Das finde ich unrealistisch und auch ein wenig schade.

Die posttraumatische Belastungsstörung ist dabei eine Erkrankung, die mich schon länger in ihrer Ausprägung fasziniert hat. Im Originalmärchen steht, dass der Soldat eine Wunde erlitten hatte und deshalb nicht mehr am Krieg teilnehmen konnte. Auch ist er sehr ziellos. Für *Im Bann der zertanzten Schuhe* habe ich aus dieser Wunde dann eine so genannte unsichtbare Wunde gemacht, und damit war Jonas geboren.

Zu meinem Glück lief zur selben Zeit auf der wundervollen *Humans of New York*-Seite ein Special namens *Invisible Wounds*, welches sich mit der posttraumatischen Belastungsstörung bei Veteranen beschäftigte. Dadurch gewann ich unheimlich tiefe und auch sehr emotionale Einblicke in alle Aspekte der Erkrankung selbst und das Leben im Alltag, über die Wahrnehmung enger Verwandter bis hin zu Informa-

tionen über die angewandten Therapien. Aus diesen Eindrücken entwickelte ich dann Jonas' Geschichte.

PHANTAST: Warum hast du dich für das Pseudonym Janna Ruth entschieden?

Janna Ruth: Den Klang von Janna mochte ich schon eine Weile. Da ich auch Englisch schreibe, habe ich für den Nachnamen einen Namen gesucht, der sich sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch gut aussprechen lässt und gleichzeitig nicht zu auffällig nach einem Pseudonym klingt. Schlussendlich ist es dann einer der Zweitnamen meiner Großmutter geworden.

PHANTAST: Bei deinem ersten Roman *Der Tanz der Feuerblüten* hast du dich von asiatischer Kultur inspirieren lassen – was hat dein Interesse daran geweckt?

Janna Ruth: Ein Artikel in der GeoEpoche von vor 15 Jahren.

Die Ausgabe drehte sich um das kaiserliche Japan. Durch Mangas und Animes zu der Zeit hatte ich schon ein gewisses Grundinteresse an dem Land entwickelt. Der geschichtliche und kulturelle Hintergrund hat diese Liebe dann zementiert, und 2015 durfte ich dann auch drei Wochen lang durch Japan reisen.

Der Artikel, der mich aber zu *Tanz der Feuerblüten* inspiriert hat, nannte sich „Der Hof der Sorglosen“ und drehte sich um den ältesten Roman der Welt, *Die Geschichte des Prinzen Genji*. Dieser lebte in einer fremdartigen Epoche, in der alleine die Schönheit und Kunstfertigkeit zählte. Alles Weltliche und Handwerkliche war verpönt.

Ein Konflikt, der mir fünfzehn Jahre lang im Kopf rumschwirte und der die Grundlage für *Tanz der Feuerblüten* wurde. Dazu kamen dann noch die absolut faszinierenden Details wie das komplizierte schriftliche Werbungsritual, bei dem nicht nur

die Wortwahl, sondern auch die Farbe und Art des Papiers, das verwendete Parfüm und der beigelegte Blütenzweig eine große Rolle spielen.

PHANTAST: Musik, Tanz und Kunst scheinen immer eine große Rolle in deinen Büchern zu spielen. Hast du einen besonderen Bezug dazu?

Janna Ruth: Eigentlich gar nicht. Ich bin mehr die mit dem Stift in der Hand, entweder zum Schreiben oder Zeichnen. Es ist eher Zufall, dass genau diese beiden Werke meine ersten Veröffentlichungen waren. Ich liebe aber Tanzfilme – mein absoluter Lieblingsfilm ist *Fame* – und mich inspiriert die Vorstellung von der Musik, dass sie eine ganz eigene Magie hat, Leute verbindet und in ihrer eigenen Welt verschwinden lässt.

Bis auf etwas Schwerttanz wird in *Tanz der Feuerblüten* übrigens gar nicht so viel getanzt. Der

Titel bezieht sich viel eher auf die Art, wie (Kirsch-)Blütenblätter im Wind tanzen. Der sprichwörtliche Tanz mit den Feuerblüten ist aber eine der Schlüsselszenen des Romans.

PHANTAST: *Im Bann der zertanzten Schuhe* ist der fünfte Roman, der im Rahmen des Projekts „Märchenspinnerei“ erschienen ist. Was hat es mit diesem Projekt auf sich?



Janna Ruth: Die Märchenspinnerei ist ein Projekt, das im Tintenzirkelforum aus der Frage, warum Selfpublisher eigentlich keine Synergieeffekte nutzen, entstanden ist. Die Idee dahinter ist, dass man gemeinsam mehr erreichen kann. Nicht nur bringen wir alle unser eigenes Publikum mit, sondern auch verschiedene Talente neben dem Geschichtenschreiben. So sind manche von uns gute Lektoren, andere wahre Coverkünstler und wieder andere echte Marketingspezialisten. Zudem teilt sich die nicht gerade kleine Aufgabe, das Projekt auf den verschiedenen Plattformen zu bewerben, auf zwölf Leute auf.

Das Thema war auch schnell gefunden, als jemand das Wort Märchen in die Runde warf. Das war etwas, worauf wir uns alle einigen konnten, egal wie unterschiedlich unsere Herangehensweise teilweise ist. Schließlich haben wir vom unschuldigen Jugendbuch bis hin zum blutigen

Thriller so ziemlich alle Genres abgedeckt. Außer der Märchengrundlage haben unsere Bücher aber noch eine zweite Sache gemeinsam. Jeder von uns hat sich ein oder zwei aktuelle Thematiken rausgesucht, die er in die Adaption eingewoben hat.

So beschäftigt sich unser neuester Roman *Meerschäum* zum Beispiel mit der Flüchtlingskrise, *Der Axolotlkönig* schaut sich Mobbing in der Schule und die daraus erwachsenden Probleme für das Opfer an, und ich beleuchte eben die posttraumatische Belastungsstörung sowie den Umgang mit Verlust.

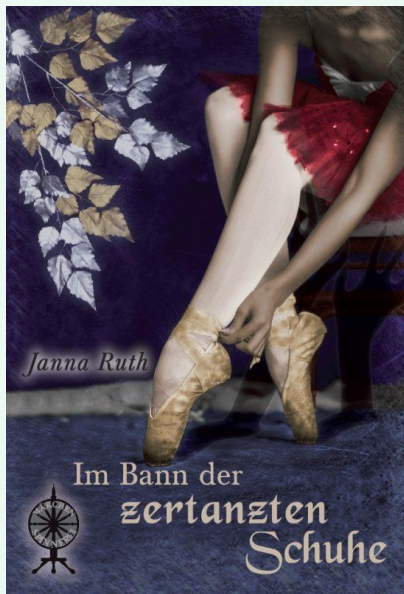
PHANTAST: Gibt es Märchenadaptionen (sei es aus der Märchenspinnelei oder allgemein), die du den Lesern des „Phantast“ besonders ans Herz legen kannst? Was macht für dich eine gelungene Adaption aus?

Janna Ruth: Den *Axolotlkönig* kann ich wärmstens empfehlen, denn er trifft genau den Zahn der Zeit mit seiner Darstellung von Mobbing und hat schon viele Leserinnen berührt. Ansonsten lese ich vor allem englische Literatur, und da fand ich *Thorn* eine sehr gelungene Adaption der „Gänsemagd“.

Eine gute Märchenadaption ist für mich eine Geschichte, der es gelingt, die bekannten Märchen-elemente in die Neuerzählung einzubinden, sich also eigentlich an der originalen Struktur festzuhalten, aber dabei etwas ganz Eigenes draus zu machen. Was ich hingegen weniger mag, sind die Adaptionen nach dem Muster „die wahre Geschichte von ...“, die sich dann aber gänzlich von der vorgegebenen Märchenfigur entfernen.

PHANTAST: Vielen Dank für das Interview.

www.janna-ruth.com



Autorin: Janna Ruth
Verlag: Nova MD (Juni 2017)
Reihe: Märchenspinnerei Band 5
Genre: Fantasy

Taschenbuch
313 Seiten, 12,99 EUR
ISBN: 978-3961114672

Im Bann der zertanzten Schuhe

Eine Rezension von Swantje Niemann

„Die zertanzten Schuhe“ ist eines der Grimmschen Märchen: Die zwölf Töchter des Königs verschwinden jede Nacht aus einem scheinbar verschlossenen Raum und tauchen mit zertanzten Schuhen wieder auf. Nachdem der misslungene Versuch, herauszufinden, was sie tun, und ihrem Vater Bericht darüber zu erstatten, mehrere Prinzen das Leben gekostet hat, gelingt es einem einfachen Soldaten mit einem Tarnmantel, den Prinzessinnen unter die Erde zu folgen.

Dort tanzen sie Nacht für Nacht unter goldenen und silbernen Zweigen mit zwölf Prinzen, um diese zu erlösen. Doch der Soldat verrät sie an den König. Zur Belohnung erhält er eine Prinzessin

zur Frau, die Prinzen werden aufs Neue verflucht.

Das Ende dieses Märchens überrascht, gibt es doch kein Happy End für die Prinzen. Laut dem Nachwort von *Im Bann der zertanzten Schuhe* hat die Autorin Janna Ruth keine Ruhe gelassen, und so hat sie die Geschichte nicht nur in die Gegenwart versetzt, sondern auch einen Weg gefunden, den scheinbaren Widerspruch aufzulösen.

Im Bann der zertanzten Schuhe beginnt, als der Ex-Soldat Jonas, der seit seiner Rückkehr aus Afghanistan traumatisiert und ziellos durchs Leben treibt, auf den Nachtclub DeModie aufmerksam wird – und auf die schöne, le-

bensfrohe Tänzerin Sophie, die herausgestolpert kommt. Zu seiner Überraschung ist Sophie niemand anderes als die Tochter des wohlhabenden Mannes, der Jonas für Hilfsarbeiten anheuert, ihn aber auch bittet, ein Auge auf seine Tochter zu haben. Jonas kommt in dem Gästehaus unter, wo auch Sophie wohnt, und die beiden unfreiwilligen Mitbewohner kommen sich allmählich näher.

Jonas staunt über Sophies Lebensfreude und Unbeschwertheit und ist von ihrem Tanz fasziniert, aber es kommt zwischen ihnen auch immer wieder zu Spannungen, wenn Sophie sich von Jonas' Sorge um sie bevormundet fühlt oder Jonas von seinen Erinnerungen eingeholt wird und in den Klauen seiner Flashbacks Freund und Feind, Vergangenheit und Gegenwart nicht unterscheiden kann.

Aber auch hinter Sophies fröhlicher Fassade verbirgt sich Verletzlichkeit: Sophie hat vor zwei

Jahren ihre Mutter verloren – und mit ihr auch ihre Träume von einer Ballettkarriere begraben. Um nicht über die Zukunft nachdenken zu müssen, tanzt und trinkt sie Nacht für Nacht im DeModie.

Mehrfach folgt Jonas ihr dorthin. Der vermeintlich heruntergekommene Club stellt sich als Eingang zu einer magischen Unterwelt heraus, in deren Beschreibung zahlreiche Details aus dem Märchen aufgegriffen werden: Goldene und silberne Bäume strecken ihre Zweige aus, es gibt einen See mit Booten, und ohne den Tarnmantel, den ein geheimnisvoller Bettler ihm gegeben hat, wäre Jonas nie hineingekommen.

Hier unten tanzt Sophie Nacht für Nacht mit Luca. Der gutaussehende, charmante Tänzer verhält sich tatsächlich wie der Prinz, der er zu sein behauptet. Zunächst will Sophie seine Geschichte um einen Fluch, von dem nur sie ihn befreien kann,

nicht glauben, aber dann beobachtet sie im DeModie Gestalten, die beinahe dämonisch anmuten, und allmählich schwinden ihre Zweifel. Auch wenn sie Dinge sieht, die ihr Angst machen, und Lucas Verhalten ihr gegenüber sich mit der Zeit ändert, immer verzweifelter und besitzergreifender wird, überwiegen für sie Rausch und Verzauberung, und sie beginnt, ihr Leben außerhalb des Clubs zu vernachlässigen.

Jonas sieht ihr hilflos dabei zu. Für ihn ist klar, dass das DeModie ein gefährlicher Ort ist, und er hinterfragt die Motive Lucas und seiner zwölf Brüder von Anfang an. Seine Versuche, Sophie zu helfen, sie an ihre alten Träume von einer Laufbahn als Ballerina zu erinnern und sie dazu zu bringen, Pläne für die Zukunft zu schmieden, scheinen jedoch zum Scheitern verurteilt. Insbesondere, weil Jonas' eigenes Trauma ihn immer wieder einholt. Er stellt fest, dass er so nicht

weiterleben kann. Auch Sophie muss sich schließlich mit dem Tod ihrer Mutter und einigen unangenehmen Wahrheiten auseinandersetzen, aber vor beiden liegt ein beschwerlicher Weg, bis sie sich von ihrer Vergangenheit lösen und von Neuem anfangen können, wirklich zu leben. Vorausgesetzt natürlich, Sophie erhält überhaupt die Chance dazu, denn im DeModie gibt es Gestalten, die die junge Tänzerin nicht wieder freigeben wollen.

Der Roman ist vergleichsweise kurz und in einem angenehmen, flüssigen Stil geschrieben. Janna Ruth greift zahlreiche Motive des Original-Märchens auf, modernisiert sie aber auf clevere Weise und setzt sie in spannende, neue Kontexte.

Lange ist man als Leser hin- und hergerissen, was man von Sophies nächtlichen Tänzen im DeModie halten soll: Sind ihre und Jonas' beunruhigende Beobachtungen und ihre wachsende Erschöpfung nichts als Hin-

dernisse auf ihrem Weg zum Happy End oder Hinweise auf eine Schlinge, die sich immer enger um sie zieht? Ist Luca tatsächlich nichts als ein aufrichtig in Sophie verliebter Prinz, der so verzweifelt auf Erlösung hofft, wie es wohl jeder in seiner Situation tun würde, oder verbirgt er etwas vor ihr?

Mit Jonas und Sophie stehen gut ausgearbeitete Figuren im Zentrum. Jonas trägt schwer an seinen Erinnerungen und zweifelt an seiner Fähigkeit, je wieder ein normales Leben zu führen. Als man seine Familie kennenlernt, wird klar, wieso er sich so sehr dafür schämt, psychische Schäden davongetragen zu haben, und wieso es ihm so schwerfällt, Hilfe zu suchen. Jonas kümmert sich fürsorglich um Sophie und macht sich Sorgen um sie, aber er zieht auch klare Grenzen, als ihr Vater ihn bittet, sie auszuspionieren, und respektiert ihre Entscheidungen und ihre Privatsphäre.

Sophie wirkt deutlich weniger reif als Jonas und ist gelegentlich sogar eine ziemlich anstrengende Figur. Auf der einen Seite fordert sie Unabhängigkeit ein und reagiert aggressiv auf Ratschläge und Warnungen, auf der anderen ist sie auf Menschen angewiesen, die sich um sie kümmern, auch wenn sie das nicht wahrhaben will. Sie neigt dazu, den Blick von unangenehmen Wahrheiten abzuwenden und sich mit rauschhaftem Feiern abzulenken. Auch wenn sie aufopferungsvoll versucht, Luca zu erlösen, und man ihr anmerkt, dass sie ein guter Mensch ist, gibt es Stellen, wo sie sehr unsensibel auf Jonas' Probleme reagiert.

Aber auch Sophies Verhalten erklärt sich aus ihrer Familiengeschichte, aus ihrem Leben mit einem überbesorgten Vater, der über sie bestimmen möchte, und der Erinnerung an den Tod ihrer Mutter. Was für mich nicht ganz plausibel wirkt, ist, dass ausge-

rechnet eine Rückkehr ins Ballett ihr guttun soll, denn selbst wenn Sophie Tanz und Bewegung zu lieben scheint, gibt es auch Rückblenden, in denen es klingt, als sei die strenge Disziplin ihrer abgebrochenen Ballett-Karriere ihr ein Stück weit von außen aufgezwungen worden und manchmal eine große Belastung für sie gewesen.

Sophie und Jonas sind beide Perspektiv-Figuren, so dass man sie auch begleiten kann, wenn sie ihrer eigenen Wege gehen. Es ist

ein schönes Detail, dass die beiden einander zwar unterstützen, aber sich gewissermaßen auch selbst retten müssen. Sie beide und ihr Umfeld wirken plastisch und überzeugend.

Ebenfalls schön ist die Gestaltung des Buches: Vom ersten Kapitel bis zum überzeugenden Finale und anschließenden Epilog sind alle Kapitel nach Ballett-Figuren benannt und unter den Überschriften mit Vignetten in Form der Silhouetten von Tänzerinnen verziert.

Fazit

Janna Ruths Adaption transportiert das Märchen gekonnt in die Gegenwart und greift die zentralen Motive auf, um sie zu einer eigenen stimmigen Geschichte zusammenzufügen. Die Atmosphäre im DeModie ist gleichzeitig unheimlich und märchenhaft, die Verschmelzung von realer und Zauberwelt gut gelungen. Die größte Stärke des Buches sind aber die realistisch gezeichneten Hauptfiguren mit ihren spannenden inneren Konflikten.



Ein Märchen entsteht

Werkstattbericht zu *Rosen und Knochen*

von Christian Handel

Eigentlich sollte *Rosen und Knochen* nur eine kurze E-book-Novelle werden. Jetzt liegt es nicht nur als Taschenbuch vor, sondern bekommt auch ein Sequel. Manchmal entwickelt sich beim Schreiben einer Geschichte alles anders, als man zunächst denkt.

Seit jeher schlägt mein Herz für Fairytale-Fantasy. Ich mag Romane, die mit märchenhaften Motiven spielen. Ebenso sehr begeistere ich mich für Serien. Die serielle Erzählweise spricht mich an, ich begleite Charaktere gern über Jahre hinweg und beobachte fasziniert, wie sie sich weiterentwickeln. Deshalb finde

ich auch das Konzept von E-book-Serials sehr spannend. Als Leser stolperte ich über Andreas Suchaneks Science-Fiction-Serie *Heliosphere 2265* und war fasziniert davon, wie der Autor mit dem Medium umging: durchgehende Storyarcs mit überraschenden Wendungen und Figuren, die glaubhaft wuchsen. Die perfekten Rahmenbedingungen für ein märchenhaftes Thema, das mir schon länger im Kopf herumspukte.

Mit Stift und Papier vor mir verbrachte ich zahlreiche Abende, notierte Ideen und diskutierte mit einer Freundin stundenlang über die potentielle Handlung

und die Personenriege. Dann blickte ich der nüchternen Wahrheit ins Auge, dass ich zwar schon mehrere Kurzge-



schichten verfasst hatte, aber noch keinen Roman. Eine Serie, wie sie mir vorschwebte, dafür war ich definitiv noch nicht bereit. Die Welt, die an ein pseudo-mittelalterliches Deutschland erinnern sollte, die neben Menschen aber auch von Hexen, Zwergen, Wassernixen und Trollen bevölkert war, ließ mich jedoch einfach nicht los.

Was wäre, wenn ich mich an die so genannten *Hexenwald-Chroniken* herantasten würde, indem ich eine Novelle schrieb, die in diesem Setting spielte? Eine Fingerübung, um mich mit den Regeln der Welt vertraut zu machen? Die völlig isoliert für sich stehen konnte?

Natürlich nicht aus der Sicht einer meiner ursprünglich entworfenen Hauptfiguren; deren Schicksale waren zu eng miteinander und mit der grob skizzierten Handlung verknüpft, die ich ihnen zgedacht hatte. Aber was wäre, wenn ich zwei Nebencharaktere wählen würde?

Schneeweißchen und Rosenrot zum Beispiel, über die ich nicht viel mehr wusste, als dass sie Dämonenjägerinnen waren und ihre Namen nur Titel, die ihre echte Identität verschleiern sollten. Und dass die beiden jungen Frauen in meiner Welt keine Schwestern waren, sondern ein Liebespaar. Was wäre, wenn die beiden im Wald auf die Hütte und den rastlosen Geist der ermordeten Hexe aus „Hänsel und Gretel“ stießen?

Je detaillierter ich plotte, desto leichter fällt mir das Schreiben. Also setzte ich mich hin und recherchierte. Über die Hintergründe der Märchen „Schneeweißchen und Rosenrot“ bzw. „Hänsel und Gretel“ – und über Spukhäuser. Die Novelle sollte eine richtig schöne, unheimliche Spukgeschichte werden.

Aufgrund der Märchenvorlage spielten sowohl eine Waldhütte als auch ein Backofen eine große Rolle. An diesen Details biss ich mir eine Zeit lang die Zähne aus.

Während es noch verhältnismäßig einfach war, herauszufinden, wie man einen Backofen baute, in den eine erwachsene Frau passte (unterstützt von ein wenig künstlerischer Freiheit, versteht sich), war es viel schwieriger zu erfahren, wie eine einfache Waldhütte im Mittelalter tatsächlich ausgesehen haben könnte. Den Schreibern unter euch, denen es ähnlich geht, lege ich Ian Mortimers *Im Mittelalter – Handbuch für Zeitreisende* (Piper TB, 2015) ans Herz.

Meinen Figuren widmete ich mich, nachdem die Handlung stand. (Korrektur: nachdem ich glaubte, dass die Handlung stand). Schneeweißchen und Rosenrot brauchten richtige Namen, Wesenszüge und Hintergrundgeschichten – ebenso wie die Hexe sowie Hänsel und Gretel. Von Anfang an wusste ich, dass „mein“ Schneeweißchen nicht aus meinem fiktiven Deutschland stammen würde, sondern von den Orkney-Inseln.

Ihre Herkunft erlaubte es mir, auch schottische Märchen und Sagen in die Handlung meiner Spukgeschichte einzuflechten. Charakterlich lehnte ich sie an die Grimm'sche Vorlage an: Rosenrot die Ungezähmte, Schneeweißchen die Stillere der beiden. Die Dynamik, die sich daraus sowohl für sie als Dämonenjägerinnen als auch in ihrer Beziehung ergab, gefiel mir gut, und so legte ich mit dem Schreiben los.

Es floss. Eine Geschichte brach sich Bahn, die auf einmal deutlich größer wurde, als ich zunächst vermutet hatte – und länger. Eine Geschichte, die einige unerwartete Haken schlug. Die deutlich düsterer und emotionaler wurde, als ich das zunächst geplant hatte. In der plötzlich Märchenmotive auftauchten, die weder zu „Hänsel und Gretel“ noch zu „Schneeweißchen und Rosenrot“ gehörten und die ich trotzdem nicht ignorieren konn-

te. Ich bin gespannt, ob die Leser sie auch erkennen werden.

Der erste Entwurf des Manuskripts ging mir überraschend einfach von der Hand. Danach wurde der Weg steiniger. Nach einer intensiven Überarbeitung übergab ich die Geschichte, die den zunächst anvisierten 60-Seiten-Umfang weit überschritten hatte, einigen Testlesern. Ich bin immer noch begeistert davon, wie hilfreich und konstruk-



tiv das Feedback war, das ich zurückgespielt bekam. Das spornte mich zu einer zweiten und dritten Überarbeitung an, in der meine beiden Heldinnen nicht nur wesentlich mehr Profil bekamen, sondern auch noch einige unerwartete Zusatzszenen, die inzwischen mit zu meinen persönlichen Lieblingsstellen im Buch gehören.

Eine meiner Testleserinnen ist meine jetzige Lektorin. Auch ihrer Begeisterung ist es zu verdanken, dass ich das Manuskript von *Rosen und Knochen* dem Drachenmond Verlag anbot, wo es inzwischen sein Zuhause gefunden hat. (Nicht ohne dass mich besagte begeisterte Lektorin nach der Annahme des Manuskripts noch mal durch einen weiteren Überarbeitungsvorgang gejagt hätte. Aber dafür bin ich wirklich

dankbar. Jede Runde, die wir gedreht haben, hat in meinen Augen die Geschichte besser gemacht).

Sehr unerwartet kam für mich zudem, wie sehr mir Schneeweißchen und Rosenrot ans Herz

wuchsen. Ständig muss ich an sie denken. *Rosen und Knochen* ist in sich abgeschlossen, wie es von Anfang an geplant war. Aber es wartet noch mindestens ein weiteres Abenteuer auf die beiden. Und ich kann kaum erwarten, es mit der Welt zu teilen.

Fürchtest du dich, bei Mondschein das Grab einer Hexe zu betreten?

Unter den Decknamen Schneeweißchen und Rosenrot ziehen die Dämonenjägerinnen Muireann und Rose durch die Lande. Sie bekämpfen Trolle, retten Jungfrauen vor Wassermännern und vertreiben Kobolde aus Mühlen und Bauernhäusern.

Als sie von den Bewohnern eines kleinen Dorfs angeheuert werden, den spukenden Geist einer Hexe unschädlich zu machen, geraten sie allerdings in ein alptraumhaftes Abenteuer, das sie an ihre Grenzen führt. Und das ein gut gehütetes Geheimnis ans Licht bringt, das eine von ihnen vor der anderen gern für immer verborgen hätte ...

Drachenmond Verlag (September 2017)

Softcover, ca. 200 Seiten, 12,00 EUR

ISBN: 978-3-95991-512-0

(auch als eBook, 3,99 EUR, Kindle Edition)

Leseprobe

Schneewittchen und die sieben Filme

Ein Artikel von Rupert Schwarz

Schon in der ersten Ausgabe der *Kinder- und Hausmärchen* der Gebrüder Grimm aus dem Jahr 1812 fand man „Schneewittchen“ als 53. Märchen. Obwohl es bereits 1916, also vor über 100 Jahren, zum ersten Mal als Stummfilm verfilmt wurde, machte erst Disneys Zeichentrickfilm aus dem Jahre 1937 die Geschichte weltberühmt, und sie ist seitdem das wohl bekannteste Grimm'sche Märchen.

Inzwischen existieren mehr als fünfzig Verfilmungen, aber im Jahr 2012 kam es zum absoluten Höhepunkt, als vier vollkommen unterschiedliche Interpretationen des Märchens den Weg auf die Leinwand fanden. Auch davor schon gab es jedoch einige Ver-

filmungen, die nicht übersehen werden sollten (im Positiven wie im negativen Sinne). Nicht berücksichtigt wird in diesem Artikel Disneys Zeichentrickfilm, weil davon auszugehen ist, dass den jeder kennt. Das Gleiche gilt für Otto Waalkes *Sieben Zwerge*. Den Film dürfte auch jeder gesehen haben oder zumindest wissen, was er von diesem Werk zu erwarten hat. Hier nun die Besprechungen von sieben Filmen, wobei der Schwerpunkt auf den vier Filmen von 2012 liegt.

Snow White and the Three Stooges (1961)

Den älteren Semestern mögen The Three Stooges noch aus ihrer Kindheit bekannt sein, als sich

die drei Komiker im Vorabendprogramm der ARD fröhlich Kopfnüsse und Tritte gaben. Damals wurden die alten SW-Filme noch einmal gezeigt, bevor sie völlig aus der Mode kamen. Gegen Ende ihrer Komikerkarri-



ere durften die drei aufgrund ihrer Popularität Kinofilme drehen, doch *Snow White* war der einzige, der in Farbe produziert wurde. Kurioserweise war dies auch der Film mit dem geringsten Erfolg.

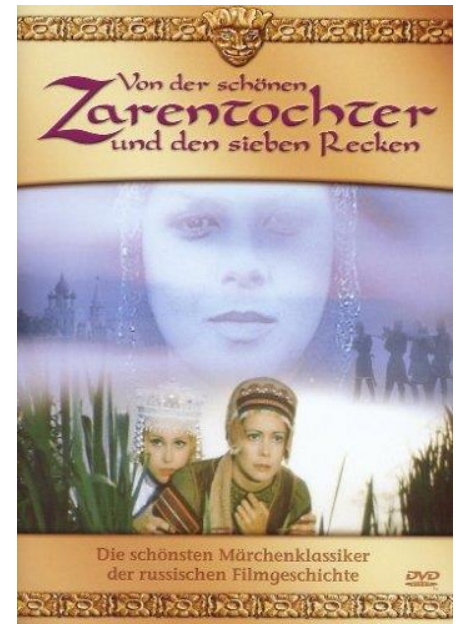
Irgendwie hält sich der Film an die Originalgeschichte, versucht aber gleichzeitig, die damals üblichen Mantel-und-Degen-Filme zu parodieren. Der Film beginnt mit einer Eislaufszene, in der Carol Heiss, die erfolgreichste Eiskunstläuferin der späten 1950er Jahre, als Schneewittchen über das Eis kurvt. Als der Vater stirbt, ist erst mal Schluss mit den Pirouetten. Als das Mädchen dann auch noch zu singen beginnt, beschließt die Stiefmutter, es zum Schweigen zu bringen. Auf der Flucht kommt Schneewittchen zu dem Haus der sieben Zwerge, doch die sind gerade im Urlaub und nur die drei Stooges halten die Stellung. Mit den inzwischen ergrauten Komikern, die ziemlich witzlos durch

ein langweiliges Skript blödeln, hatte das Mädchen nicht gerechnet. Wer eine wirklich gelungene Parodie dieses Genres sehen will, der sollte sich den Film *Der Hofnarr* mit Danny Kaye in der Hauptrolle ansehen. Oder man schaut sich Ottos *Sieben Zwerge* an – das geht durchaus und ist um Klassen besser als dieses verstaubte Machwerk.

Von der schönen Zarentochter und den sieben Recken (1979)

Natürlich wurde „Schneewittchen“ auch mehrfach im osteuropäischen Raum als Märchen umgesetzt. In diesem Film aus der UdSSR ist das Mädchen die Tochter eines Zaren, und das Ganze hat den märchenhaften Charme vieler ähnlicher osteuropäischer Produktionen. Viel Wert wurde hier auf Bilder und gespielte Szenen mit traditionellen Tänzen oder dem Vortrag von Volksliedern gelegt, und somit entstand eine ganz eigene Fassung. Bis zur Flucht hält sich

die Geschichte sehr nahe am Original. Den Spiegel hat jedoch der Zar auf einer seiner Reisen geschenkt bekommen, und genau dieser Gegenstand wird zum Fokus des Neids der Königin. Die Geschichte läuft dann in russischer Manier ab. Aus den Zwergen werden sieben Brüder, in deren Datscha sich Schneewittchen versteckt. Die Recken würden sie gerne allesamt ehelichen, aber da sie bereits einem Prinzen versprochen ist, helfen



sie ihr natürlich ritterlich. Die Königin wird überführt, und Schneewittchen heiratet den Prinzen.

Die Verfilmung hat ihren eigenen Charme. Die Kostüme entsprechen der russischen Seele und der Sehnsucht nach der Größe des vergangenen Zarenreiches. Wirklich ungewöhnlich ist nur, dass der Film sehr stark auf das gesprochene Wort verzichtet und viel vom Sprecher aus dem Off erklärt wird, der wie ein Märchenonkel durch die Geschichte führt. Stellt sich die Frage, ob der Film im Original auch so ist oder ob sich an dem Werk Übersetzer vergangen haben.

Schneewittchen (Snow White: A Tale Of Terror) (1997)

Dies ist die mit Abstand düsterste Verfilmung. Die Stiefmutter wird in dieser Fernsehverfilmung aus dem Jahr 1997 von Sigourney Weaver gespielt. Leider merkt man der Verfilmung

das geringe Budget an, und man sieht, wie sehr sich die Bildqualität bei Fernsehproduktionen in den letzten 20 Jahren verbessert hat.

Die Story hält sich eng ans Original. Die Mutter stirbt bei der Geburt, und der Vater heiratet nach einigen Jahren erneut eine gefeierte Sängerin. Anfangs ist die Stiefmutter sogar sehr freundlich gegenüber Schneewittchen. Im Laufe der Jahre versucht sie immer wieder eine Be-

ziehung zu dem Kind aufzunehmen. Die Sache jedoch eskaliert, weil Schneewittchen als Teenager immer wieder die Stiefmutter provoziert. Als die Schwiegermutter nach vielen Versuchen endlich erfolgreich schwanger wird, ist es Schneewittchen, die im Kleid ihrer Mutter der Stiefmutter die Schau stiehlt und ganz die Aufmerksamkeit ihres Vaters auf sich zieht. Es kommt über der Aufregung zu einer Frühgeburt, bei der das Baby stirbt. Ab diesem Zeitpunkt kann man nicht mehr genau sagen, ob nun der Wahnsinn der Königin dargestellt wird oder ob die Stiefmutter tatsächlich schwarze Magie betreibt. Auf jeden Fall baut sie einen Altar für das gestorbene Kind und versucht es wiederzubeleben. In dieser Atmosphäre breiten sich Angst und Tod im Schloss aus. Schneewittchen muss vor dem Zorn ihrer Stiefmutter fliehen und trifft in einer Ruine auf die Zwerge – allesamt Ausgestoßene mit verschiedenen Gebrechen.



Am Ende kommt es zum düsteren Showdown mit der Stiefmutter, die letztlich – sehr symbolisch – mit einer Spiegelscherbe von Schneewittchen erstochen wird.

Nun, man sieht, das ist keine Geschichte, die man Kindern zeigen sollte. Sigourney Weaver spielt wunderbar die wahnsinnige Stiefmutter. Das Besondere ist jedoch, dass es hier nicht um Neid, sondern um Rache geht:

Schneewittchen wird für den Tod des Kindes verantwortlich gemacht. Besonders ist auch der gute Wille, den die Stiefmutter bis zur Fehlgeburt zeigt. Tatsächlich ist es sogar die Tochter, die auf die Liebe des Vaters zur Stiefmutter eifersüchtig ist. Letztendlich haben wir dann doch wieder die üblichen Zutaten für das „Schneewittchen“-Märchen zusammen, nur eben etwas anders verteilt.

Snow White and the Huntsman (2012)

Dies dürfte wohl die „Schneewittchen“-Fassung mit dem größten Fantasy-Touch sein. Vom Märchenhaften bleibt nicht viel übrig, und wären da nicht noch irgendwie vollkommen unnötig sieben Zwerge eingefügt worden, hätte man die Geschichte auch ganz anders verkaufen können, denn Filme wie diesen gibt es viele: Böse Königin herrscht, reine Maid rettet das Königreich – fertig! Aber gut, die

Königin ist richtig böse, und deswegen darf Charlize Theron auch immer wieder finster in die Kamera blicken. Scheinbar gefiel das dem Regisseur so gut, dass er es gerne immer wieder machte, und zwar so lange, bis selbst der letzte Zuschauer begreift: Diese Frau ist böse. Da wünscht man sich, man hätte subtiler mit Klischees gearbeitet und Zeit gespart. Klar, Charlize Theron ist ein Star des Films. Trotzdem, es nervt – sogar noch mehr als Kristen Stewart mit ihren 0,5 Gesichtsausdrücken. Selbst Chris Hemsworth nervt mit seiner klischeehaften Interpretation des geschlagenen Helden, aber zwischen all dem krampfhaften Schauspiel wirkt sein Klischee fast schon wieder erfrischend. Was es noch zu sagen gibt: Der Prinz in dieser Verfilmung ist Robin Hood, die Zwerge verstecken sich im kunterbunten Feen-Disneyland, und am Schluss findet Schneewittchen nach einer *Prinzessin Mononoke*-artigen Begegnung mit dem Waldgott ihre



innere Jeanne d'Arc und führt die verbliebenen Truppen in den finalen Kampf, den sie natürlich gewinnt. Insgesamt ganz annehmbares Hollywood-Popcorn-Kino, das letztlich nicht mehr viel mit dem Märchen gemein hat.

Spieglein, Spieglein (2012)

Die zweite große Filmproduktion im Jahr 2012 benutzt einen anderen Ansatz. Diese Verfilmung ist bunt und überdreht. Wieder spielt mit Julia Roberts ein Hollywood-Star die Königin, und wieder kommt es zu einer Over-Performance. Es hätte dem Film gut getan, wenn man der Königin nicht ganz so viel Raum gegeben hätte. Mit der anderen großen Verfilmung des Jahres gibt es noch weitere Gemeinsamkeiten. Auch hier führt Schneewittchen den Kampf gegen die Königin an. Man sieht, wie man eben die Geschichte in der heutigen Zeit interpretiert: Die Prinzen sind nur noch Bei-

gabe, die Prinzessin selbst kümmert sich um die entscheidenden Dinge, auch wenn man den Prinzen am Ende gerne ehelicht.

Die Verfilmung bleibt eher eng am Original, auch wenn die Geschichte manchmal opulent und manchmal absurd wird. Das Ganze wirkt streckenweise wie eine Bollywood-Fassung von *Alice im Wunderland*. Da haben düstere Töne natürlich wenig Platz, und wenn, folgt gleich ein „Comic Relief“. Letzten Endes



gibt es aber bereits genug düstere Umsetzungen des Stoffes, also bietet *Spieglein, Spieglein* mal eine willkommene Abwechslung.

Grimm's Snow White (2012)

Nachdem 2012 bereits zwei große „Schneewittchen“-Verfilmungen den Weg ins Kino fanden, ließ sich die Asylum-Produktionsgesellschaft auch nicht lumpen. Mit schlechten CGI-Effekten, einfachsten Schauspielern und ein wenig Spucke wurde in null Komma nichts ein Film geschaffen. Schneewittchen ist blond – was soll's. Die Königin und ihre Schergen sind Elfen. Sagte ich Elfen? Ich meine Menschen mit angeklebten Spitzohren, denn das ist leider nicht zu übersehen. Und sie suchen ein außerirdisches Artefakt, das irgendwas macht – egal. Irgendwelche drachenartigen Reptilien fressen Menschen und rampolieren die Kulissen. Ganz klar: Das ist eine Asylum-Produktion, und man bekommt genau das

geboten, was man erwartet: einen schlechten, vorhersehbaren Trash-Film, der die grauen Zellen bestimmt nicht über Gebühr strapaziert und mit schlechter Musik aus dem Computer untermalt wurde, was ihn kaum von anderen Asylum-Produktionen unterscheidbar macht. Eines allerdings stört gewaltig: Anstatt vor schlechten Kulissen oder einfachen Gassen zu filmen, hat man in zwei Burgen in Österreich gefilmt. Das ist



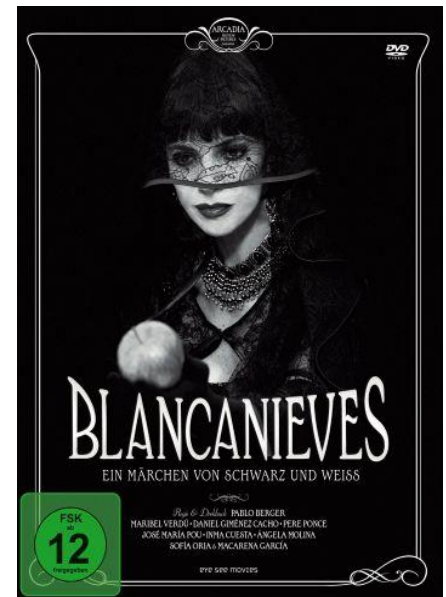
für eine Asylum-Produktion in der Tat überraschend. Allerdings überrascht an diesem Film ansonsten rein gar nichts.

Blancanieves - Ein Märchen von Schwarz und Weiß (2012)

Die Geschichte spielt Anfang des 20. Jahrhunderts. Blancanieves (Spanisch für Schneewittchen) ist die Tochter eines berühmten spanischen Toreros. Als in der Arena der Blitz eines Fotografen den Stier irritiert, wird der Vater schwer verletzt und ist seitdem weitestgehend gelähmt. Seine Frau, die alles mit ansehen musste, erleidet eine Sturzgeburt, an der sie kurz darauf stirbt. Blancanieves wächst bei ihrer Großmutter auf, während der Vater seine durchtriebene Krankenschwester heiratet. Als die Großmutter stirbt, zieht Schneewittchen zum Ärger ihrer Stiefmutter zu ihrem Vater.

Wie sonst auch nimmt das Übel seinen Lauf: Schneewittchen muss fliehen, als die Stiefmutter

sie umbringen will. Bei ihrer Flucht stößt sie auf eine Gruppe kleinwüchsiger Schausteller, die als Stierkampf-Komikergruppe durch das Land ziehen. Sie nehmen Schneewittchen auf, und bald tritt sie in die Fußstapfen ihres Vaters und erlangt Berühmtheit. So erfährt auch die Stiefmutter, dass Blancanieves noch lebt, und beschließt, die Sache mit Gift nun selbst zu regeln. Die Stiefmutter wird überführt, doch Schneewittchen wacht nicht mehr auf. Der



Schausteller, dem sich die Zwerge verdungen haben, zieht seither mit Schneewittchen durch die Lande und lässt allerlei Jahrmarktbesucher für einen kleinen Obolus ihr Glück versuchen, Schneewittchen aus ihrem Koma wachzuküssen. In der letzten Szene gibt es vielleicht eine kleine Hoffnung, als eine Träne aus ihrem Auge rollt.

Man sieht, der Film ist komplett anders als alle anderen Verfilmungen des Stoffes zuvor. Nicht nur ist dies die pessimistischste Darstellung mit vielen seelischen Grausamkeiten – nein, es ist obendrein auch ein Stummfilm in Schwarzweiß. Und trotz allem

ist die Geschichte spannend und fesselnd erzählt. Dies ist definitiv die künstlerischste, aber auch deprimierendste Herangehensweise an den Stoff.

Es gäbe noch mehr Material zu sichten, wie zum Beispiel den Anime *Akagami no Shirayuki-hime* aus dem Jahr 2015, in dem Schneewittchen rote Haare hat und außerdem den Prinzen retten darf. Oder *Sydney White – Campus Queen* aus dem Jahr 2007 in dem Schneewittchen im College gegen die böse Chefin der Frauenverbindung kämpft und letztlich ins Campus-Haus von sieben Nerds einzieht. Oder die Softsex-Parodie *Schneewittchen ...*

doch ein Flittchen aus dem Jahre 1969.

Eines aber ist klar: Der Stoff wurde inzwischen in fast jeder Variation und mit verschiedensten Mitteln verfilmt. Es lässt sich nicht sagen, welche die beste Verfilmung ist – das hängt auch sehr von persönlichen Vorlieben ab.

[Rezension zu *Schneewittchen* \(illustrierte Ausgabe von Benjamin Lacombe\)](#)

[Rezension zu *Snow White and the Huntsman*](#)

[Rezension zu *Spieglein, Spieglein*](#)



Autor: J. R. R. Tolkien
Verlag: Klett-Cotta (März 2017)
Genre: Fantasy

Gebundene Ausgabe
333 Seiten, 19,95 EUR
ISBN: 978-3608938265

Geschichten aus dem gefährlichen Königreich

Eine Rezension von Markus Drevermann

Neben seinen großen Werken wie *Der Herr der Ringe*, *Der Hobbit* oder *Das Silmarillion* schuf J. R. R. Tolkien eine Vielzahl weiterer Erzählungen, die nicht oder nur leicht mit Mittelerde verknüpft sind. *Die Legende von Sigurd und Gudrún* war eins dieser Werke. Kennzeichnend für den Großteil seiner Geschichten ist, dass sie sehr umfangreich und sprachgewaltig sind. Kein Wunder, schließlich war J. R. R. Tolkien Professor für englische Sprache in Oxford. Neben diesen Werken schuf er aber auch eine Reihe kleinerer Erzählungen und Gedichte, die teilweise erst lange nach ihrem Entstehen veröffentlicht wurden.

Einige dieser Geschichten wurden bereits einzeln veröffentlicht, sind nun aber in *Geschichten aus dem gefährlichen Königreich* gesammelt worden.

Zusätzlich wurden sie von dem bekannten Tolkienillustrator und Mitarbeiter an den Verfilmungen von *Der Herr der Ringe* und *Der Hobbit* Alan Lee mit phantastischen Zeichnungen versehen. Im Gegensatz zu *Der Herr der Ringe*, der erst vergangenes Jahr mit Alan Lees Bildern in einer opulenten Ausgabe neu veröffentlicht wurde, sind in *Geschichten aus dem gefährlichen Königreich* keine farbigen Abbildungen zu finden, sondern ausschließlich fein aus-

gearbeitete und filigrane Schwarz-Weiß-Zeichnungen. Jede einzelne bildet dabei perfekt einen Moment in der Geschichte oder eines Kapitels ab und zieht den Leser in die jeweilige Welt Tolkiens hinein. Alan Lee stellt einmal mehr unter Beweis, welch großer Künstler er ist und dass es nicht immer farbenprächtige Bilder braucht, um das Leseerlebnis zu verstärken und zu vertiefen.

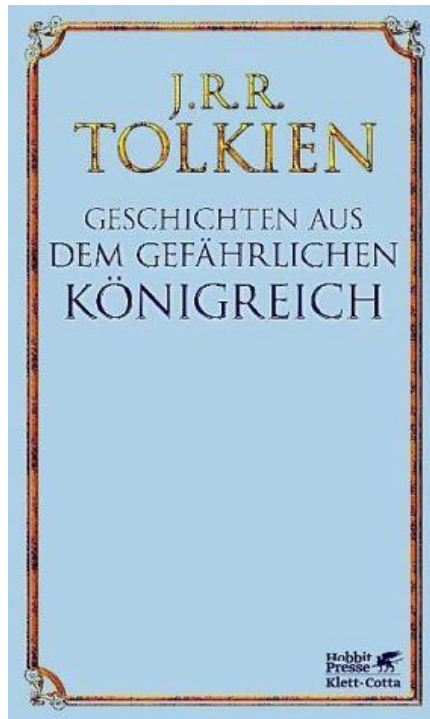
Fünf Geschichten sind auf diese Weise in dem Buch enthalten. Fünf Mal darf der Leser den Alltag verlassen und großartige, teilweise lustige, teilweise schaurige Abenteuer erleben.

Bauer Giles von Ham

Bauer Giles von Ham ist ein einfacher Mann. Als er einen Riesen vertreibt und so sein Dorf rettet, kommt dies dem König zu Ohren, der ihn in die Hauptstadt einlädt und mit einem Geschenk ehrt. Einem al-

ten, verrosteten Schwert, welches in der Ecke steht und dem König nicht von Nutzen ist. Eines Tages taucht der Drache Chrysophylax in dem Königreich auf und der König verlangt von Giles diesen zu töten. Aber die Geschichte verläuft ab da ganz anders als gewohnt.

„Bauer Giles von Ham“ ist auf den ersten Blick ein typisches



Märchen, in dem ein einfacher Mensch zu einem Helden wird. Allerdings ist es gleichzeitig viel mehr, denn J. R. R. Tolkien begnügt sich nicht damit ein einfaches Märchen zu schreiben. Sein Bauer ist kein Held, wie man ihn kennt, sondern kann den Großteil seiner Abenteuer nur mit Glück bestehen. Dazu zeigt die Geschichte viel Humor und weist sogar satirische und parodistische Züge auf. Zudem gibt es in sprachwissenschaftliche Anspielungen, die Tolkien für humorvolle Momente zu nutzen weiß. Ein wunderbares Märchen für Groß und Klein.

Roverandom

Der kleine, vorlaute Hund Rover begeht eines Tages einen folgenschweren Fehler. Er beleidigt einen Zauberer. Da so ein alter Zauberer durchaus nachtragend sein kann, verwandelt er Rover in ein Spielzeug. Der Fluch kann zwar gebrochen werden, aber fortan ist Rover

winzig klein, was ihn aber nicht davon abhält, große, phantastische Abenteuer zu erleben, egal ob auf dem Mond oder tief unter dem Meer und er bekommt einen neuen Namen: Roverandom.

Geschrieben hat Tolkien „Roverandom“ für seinen Sohn Michael, als der sein Lieblingsspielzeug verlor und dies bereits in den Zwanzigerjahren. „Roverandom“ ist eine überaus phantasievolle, liebevolle Geschichte über einen kleinen Hund, der dazulernt. „Roverandom“ ist für das Vorlesen bestens geeignet, denn es gibt viele spannende Momente, die sich mit lustigen Szenen abwechseln.

Die Reise an der Seite von Roverandom zum Mond und im Meer macht unheimlich viel Spaß und viele Elemente, wie der böse Zauberer und der Fluch, sind aus anderen Märchen bekannt. Roverandom ist eine wunderschöne Geschichte.

Die Abenteuer des Tom Bombadil (und andere Gedichte)

Wie der Titel des Kapitels bereits sagt, sind hier mehrere Gedichte versammelt, die alle in Mitteleuropa zu verorten sind, aber nur in zwei Fällen wirklich von Tom Bombadil handeln. Der Rest reicht von einfachen Nonsensegedichten bis hin zu gruseligen Erzählungen. Häufig behandeln sie Sagen Mittelalters. Hier findet sich für jeden etwas und Alan Lees Zeichnungen bringen den Inhalt jedes Gedichts auf den Punkt.

Der Schmied von Großholzlingen

In dem fiktiven Ort Großholzlingen wird einer Tradition gemäß alle 24 Jahre ein großer Kuchen für 24 Kinder gebacken. Sieben Jahre vor dem nächsten Fest verlässt der Küchenmeister das Dorf und der neue Küchenchef muss nun mit seinem Lehrling Alf den Kuchen backen. Der

Küchenchef ist eigentlich nicht gut genug, jedoch ist Alf sehr fähig. Vierundzwanzig Geschenke werden eingebacken, aber bei diesem besonderen Kuchen findet ein kleiner, silberner Stern aus dem Elbenland seinen Weg in den Kuchen. Ein kleiner Junge schluckt ihn und wird der Schmied des Dorfes – mit außergewöhnlichen Fähigkeiten. Er findet den Weg ins Feenreich und geht dort ein und aus. Bis es an der Zeit ist, den Stern weiterzureichen.

Ein Märchen für Erwachsene, mit einer tollen Botschaft.

Blatt von Tüftler

Die am schwersten verdauliche Geschichte in diesem Buch ist die von „Blatt von Tüftler“. Statt eines leichten Märchens, welches für Kinder und Erwachsene gleichermaßen geeignet ist und eher Mut macht zu träumen, ist „Blatt von Tüftler“ relativ schwermütig und melancholisch. Es geht um Tüftler einen

kleinen Mann, der sein ganzes Leben dem Malen eines Baumes und dem Zeichnen der perfekten Blätter widmet. Eines Tages muss er eine lang erwartete Reise antreten, ohne sein Werk vollenden zu können. Er legt einen weiten Weg zurück, bis er dann doch sein Bild in Vollendung sehen kann. Die Geschichte wirklich zu bewerten fällt schwer, da sie auf unterschiedliche Arten interpretiert werden kann. Lesenswert ist sie auf je-

den Fall, jedoch sollte der Leser Zeit mitbringen, um über sie nachzudenken.

Fazit

Die Geschichten aus dem gefährlichen Königreich zeigen die ganze Bandbreite von J. R. R. Tolkiens erzählerischem Können. Von einem humorvollen Märchen über eine liebevolle Tiergeschichte spannt das Buch den Bogen bis hin zu einem sehr

nachdenklich machenden „Blatt von Tüftler“. Die Illustrationen von Alan Lee sind einfach hervorragend und wunderbar anzusehen. Selbst wer die Geschichten bereits aus ihren Einzelveröffentlichungen kennt, sollte zugreifen.

[Rezension zu *Der Hobbit*](#)

[Rezension zu *Der Herr der Ringe*](#)

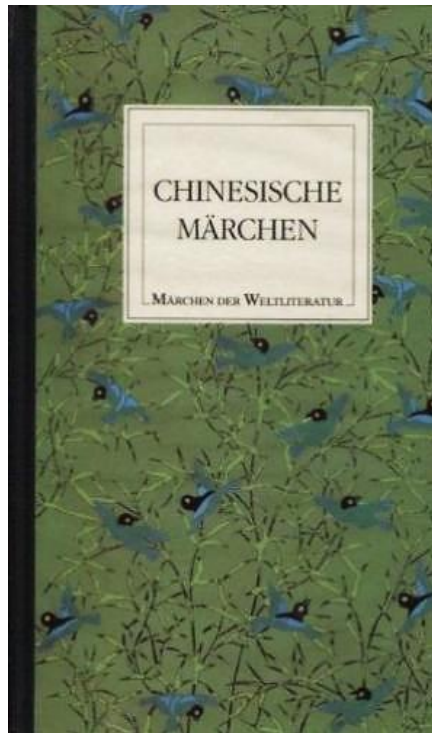
Märchen verschiedener Kulturen

Ein Artikel von Swantje Niemann

Ich bin mit den Märchen der Brüder Grimm aufgewachsen, die, obwohl sie gerne als „deutsche“ Märchen bezeichnet werden, tatsächlich ziemlich europäisch sind. Aber ich kann mich nicht erinnern, in meiner Kindheit je bewusst ein Märchen von einem anderen Kontinent gelesen zu haben.

Um diese Bildungslücke zu füllen, habe ich ein wenig in Märchensammlungen geblättert – mit Ausnahme der Sammlung chinesischer Märchen handelt es sich dabei um Titel aus der entsprechenden Serie des Diederich-Verlags – und Geschichten aus China sowie verschiedenen Regionen Afrikas, aus Australien,

Sibirien und dem Alten Ägypten auf mich wirken lassen.



Meine Recherchen – wenn man das überhaupt so nennen kann, da ich einfach in die Bücher hineingelesen habe, ohne mich mit der Entstehungsgeschichte und den Bedingungen zu befassen, unter denen die Märchen ihren Weg aufs Papier und nach Europa gefunden haben – haben mich in Kontakt mit Vertrautem und Fremdem gebracht, mit Geschichten, die sich mir sofort erschlossen, und solchen, die ich reichlich verwirrend fand oder die für mich keine echte Auflösung zu haben schienen.

Märchen aus China

Ich begann mit einem Blick in ein Buch mit chinesischen Märchen.

Diese überraschten mich dadurch, wie viele Parallelen zu europäischen Märchen ich entdeckte. So wird der arme Holzfäller Wang in „Das Zauberboot“ von einem Fremden, dem er aus uneigennütigen Motiven hilft, mit einem magischen Papierboot entlohnt, das ihm bei einer Flut das Leben rettet, weil er es mit einem Reim in ein echtes Boot verwandeln kann. Dreimal rettet er Tiere, und dreimal revanchieren sie sich. Am Ende ist Wang mit einer Tochter des Kaisers verheiratet, und der Schurke, der Wang verleumdet und dessen Leistungen für sich reklamiert hat, hat seine gerechte Strafe erhalten.

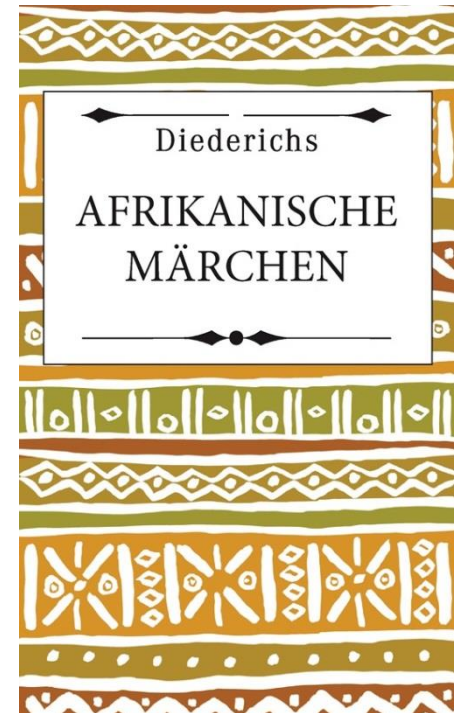
In „Aprikosenblüte“ muss die schöne, bescheidene Aprikosenblüte sich dem Neid und der Missgunst der anderen Schwiegertöchter ihrer Schwiegereltern stellen, doch tut sie dies in bewundernswerter Weise. Wie eine gute Fee aus einem europäischen Märchen erscheint ihr die Apri-

kosengöttin und schenkt ihr eine magische Haarnadel, die ihr hilft, einer scheinbar aussichtslosen Situation zu entkommen.

Während „Das Zauberboot“ und „Aprikosenblüte“ Geschichten darüber sind, wie uneigennützige, pflichtbewusste Menschen, die um das Wohl ihrer (Schwieger-)Eltern besorgt sind, für ihre Tugend belohnt werden (das ist ein wiederkehrendes Motiv - in „Der gute Räuber“ lässt ein Räuber einem jungen Mann schließlich dessen gesamten Besitz, weil dieser ihn so bescheiden darum bittet, ihm nur den Kessel zu lassen, den seine Mutter dringend braucht), zielen andere Märchen in erster Linie darauf ab, mit boshafem Humor zu unterhalten: In „Der Spiegel“ geht der Versuch eines Bauern, seiner Frau mit einem Spiegel eine Freude zu machen, nach hinten los, als diese ihr Spiegelbild erblickt und glaubt, ihr Mann habe sich eine Nebenfrau genommen, die er ihr nun vor-

ziehe - und dann auch noch eine so hässliche. Der Bezirksrichter, vor den sie die Sache bringen, ist nicht klarsichtiger, glaubt er doch im Spiegel einen Bauern zu erblicken, der ihn verspottet, indem er sich in Richterroben geworfen hat.

Die Parallelen zu europäischen Märchen - Holzhacken als Ausgangssituation, dankbare, spre-



chende Tiere, die bescheidene, jüngste Tochter, die für ihre Tugend belohnt wird, die Rolle der Zahl drei – waren so auffällig, dass ich mich gefragt habe, ob diese Märchen vielleicht gerade deshalb für eine Übersetzung ausgewählt wurden, weil sie europäischen Lesern leicht zugänglich sein würden, oder ob sie bei ihrer Niederschrift und Übersetzung bewusst oder unbewusst an europäische Erwartungen angeglichen wurden.

Afrikanische Märchen

Mir sind bei meinen Recherchen auch Märchen begegnet, die sich weitaus fremder anhören. So erzählen sich die ostafrikanischen Bantu zwar einige Geschichten, die europäischen Lesern vertrauten Mustern folgen und eine klare Moral haben – so erinnert „Imana und der habgierige Sebbugugu“ ein wenig an „Der Fischer und seine Frau“, weil der Protagonist, der gierige Sebbugugu, es immer wieder

schafft, magische Geschenke zu verlieren, da sie ihm nie genug sind –, aber in anderen Märchen wie z. B. „Das Schwein und der Mensch“ ist die Motivation der Figuren schwer nachzuvollziehen. Auch fehlt in so einigen Geschichten aus dieser Kultur die klassische Märchengerechtigkeit oder das glückliche Ende – oder ich habe einfach nicht verstanden, wieso das Ende der Erzählung eine gute Auflösung darstellt (was eine reelle Möglichkeit ist). Ich hatte beim Lesen oft das Gefühl, dass mir wichtige Hintergrundinformationen fehlten, die ich gebraucht hätte, um die beschriebenen Ereignisse richtig einzuordnen.

Bekannter dagegen kamen mir die vielen sprechenden Tiere in den Bantu-Märchen vor. Oft sind ihnen bestimmte Charakterzüge zugeordnet. Löwen sind häufig stolz und manchmal etwas dumm. Hasen und Kaninchen dagegen werden als klug und gelegentlich auch als böseartig

geschildert. In zahlreichen Märchen sind die Kräfteverhältnisse auf den Kopf gestellt: Ratten besitzen Kühe und Hasen erschlagen Löwen. Ein typisches Motiv ist auch das des kleineren Tieres, das ein größeres überlistet. Es gibt jedoch auch Geschichten, in denen Tiere oder Menschen ihre überlegenen Kräfte ausspielen, ohne dass dies Konsequenzen für sie hat.

Die Sammlung afrikanischer Märchen ist nach Regionen unterteilt, wie es bei der Vielzahl verschiedener Kulturen auf dem Kontinent nur naheliegend ist, schließlich unterscheiden sich z. B. die Märchen der Swahili gravierend von denen der Bantu. Swahili-Märchen sind schon mal in Bagdad angesiedelt, die Figuren haben häufig arabisch klingende Namen, und es finden sich zahlreiche Verweise darauf, dass sie in einer monotheistischen Kultur entstanden sind. Unter ihren Protagonisten finden sich Propheten, listige, sprechende

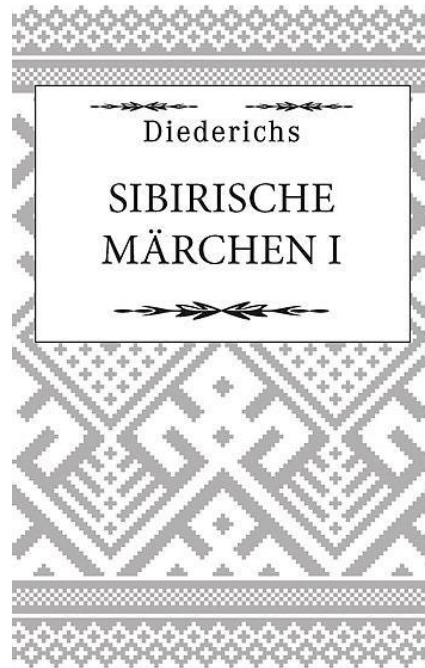
Tiere und clevere Ärzte. Mit den chinesischen Märchen haben sie teilweise gemein, dass sie die herrschende Ordnung bestätigen: In der „Geschichte von Seliman bin Daud“ macht sich ein Hahn über einen Mann lustig, der sich von seiner Frau beherrschen lässt.

Märchen als Spiegel des Alltags ihrer Erzähler

In allen Märchen finden sich Hinweise auf den Alltag derjenigen, die sie erzählen. In altägyptischen Märchen haben real existierende Pharaonen Gastauftritte und geht es unter anderem um Reisen auf dem Nil, der die Grundlage für Landwirtschaft und Reisen im alten Ägypten war. Während es in den Grimm'schen Märchen von Holzfällern wimmelt und hier sprechende Pferde und Katzen unterwegs sind, sind die Protagonisten in Bantu-Märchen oft Rinderzüchter, und bei den sprechenden Tieren handelt es sich

vor allem um Zebras und Hasen, Löwen, Frösche und Büffel.

Nahezu alle Märchen haben aber die typische Märcheneigenschaft gemeinsam, dass Alltagssituationen (und man bekommt tatsächlich ein wenig von dem Alltag der Figuren mit, z. B. welche Pflanzen sie anbauen, was sie essen oder wie Familien funktionieren) oft fließend in Momente übergehen, wo das Übernatürli-



che und Unmögliche offen zu Tage tritt und keine der Figuren das hinterfragt.

Sibirische Märchen

Ein weiteres Beispiel dafür, wie die Märchen von der Lebenswelt derjenigen erzählen, die sie geschaffen und weitererzählt haben, ist die große Bedeutung, die der Jagd in ostjakischen Märchen zukommt. Im Märchen von der „Mos-Frau“ ist der kostbarste Besitz der Hauptfigur ein Pelz, und ihr Wunsch, diesen zurückzubekommen, treibt die Handlung voran.

Auch in diesen Märchen gibt es vertraute Motive, wie z. B., dass uneigennützig Freundschaft gegenüber Tieren belohnt wird oder dass es der jüngste Bruder ist, der triumphiert. In „Der jüngste Bruder“ begegnet uns ein kluger, junger Bruder, der jedoch auch über enorme Körperkräfte verfügt und alle Probleme seiner älteren Brüder zu lösen weiß.

Am Ende ist er dennoch auf die Dankbarkeit der intelligenten und zauberkräftigen Tiere angewiesen, die er unterwegs gefüttert hat.

Zugleich haben ostjakische Märchen aber auch ihren ganz eigenen Charakter und eine ganz besondere Atmosphäre. Ihre Protagonisten bewegen sich durch eine Welt voller sprechender

Tiere und Naturgeister, die hilfsbereit, aber auch angriffslustig sein können. Die Verschmelzung von Menschen- und magischer oder Geisterwelt erscheint hier besonders stark.

Unter den ostjakischen Märchen finden sich auch solche, die die Herkunft einer bestimmten Bevölkerungsgruppe erklären. So geht es im Märchen vom „Ursprung des Paster-Volkes“ um die Rolle, die die Jagd auf einen Elch und ein geflügelter Mann dabei gespielt haben, dass es einen Ahnen des Paster-Volkes in die Gegend verschlagen hat, wo dieses nun lebt.

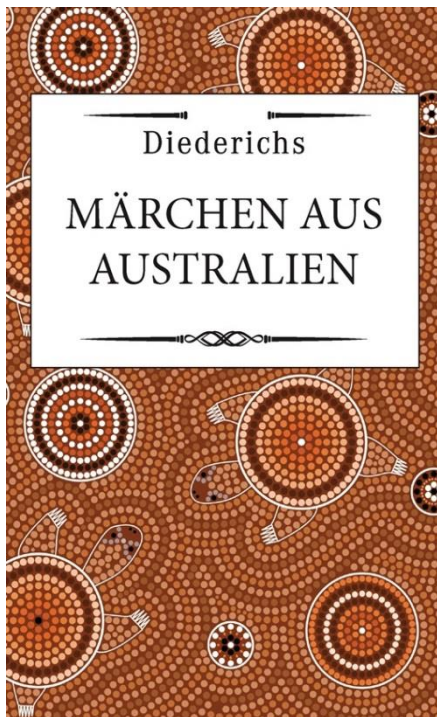
Australische Märchen

Noch viel mehr Märchen, die zugleich Ursprungserzählungen sind, habe ich in der Sammlung *Märchen aus Australien* gefunden. In „Wie das Land der Tiwi geschaffen wurde“, einer Geschichte von den Bathurst- und Melville-Inseln, erfahren wir von

einer blinden, alten Frau mit drei Säuglingen, die im Inneren der Erde schlief, aber schließlich erwachte. Die Spuren ihres Tastens und Kriechens formten die Landschaft der Inseln. Die drei Säuglinge sollten diese bevölkern, und damit sie eine Lebensgrundlage hatten, schuf ihre Mutter Pflanzen und Tiere, bevor sie spurlos verschwand.

Dieses Märchen liest sich eher wie ein Schöpfungsmythos, genau wie „Die ersten Bewohner der Erde“, eine gerade mal einseitige Geschichte, in der es von für Europäer fremdartigen Namen und Begriffen wie „Stätten der Seelenkinder“ wimmelt. Andere Märchen aus derselben Region berichten vom Ursprung des ersten Krokodils und davon, wie Feuer oder Eifersucht in die Welt kamen.

In australischen Märchen und Mythen (für mich muten so einseitige Märchen in der Sammlung eher wie Mythen an, und ich frage mich, ob die Herausgeber



des Buches vielleicht bewusst auf eine scharfe Trennung verzichtet haben) treten spannende Fabelwesen auf. Ich war zum Beispiel überrascht, dass es im Arnhem-Land und nördlichen Nordterritorium Geschichten über Nixen gibt, die ich bisher nicht mit australischer Folklore in Verbindung gebracht hatte (was nichts zu bedeuten hat – es gibt so viele spannende Überlieferungen, über die ich viel zu wenig weiß).

In „Die Yunggamurra Wassernixen“ können wir diese Wesen in Aktion erleben: Es geht um Nixen, die berüchtigt dafür sind, Männer ins Verderben zu locken. Doch einem jungen Jäger namens Manbuk gelingt es, eine von ihnen, Milajun, zu fangen und in eine Menschenfrau zu verwandeln. Lange leben die beiden zufrieden zusammen, wobei ihnen zugute kommt, dass Milajun einen Teil ihrer magischen Fähigkeiten behalten hat. Doch es ist nicht die einzige Geschichte, die um die beiden

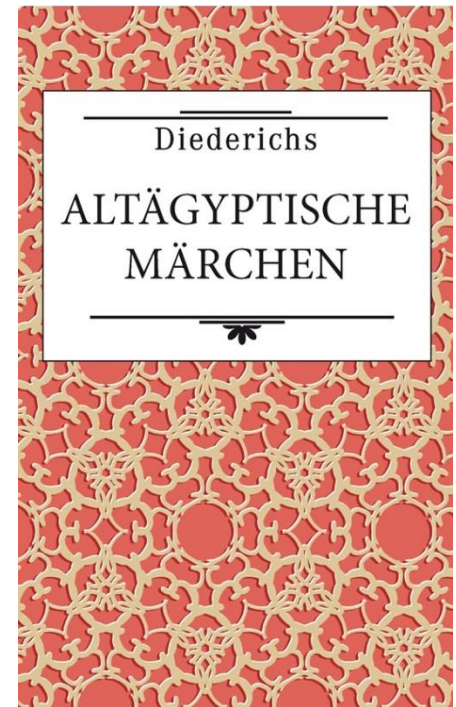
kreist: Ein anderes Märchen erzählt, wie Milajun schließlich zu ihren Schwestern zurückkehrt. Milajun, ihre Schwestern und Manbuk verwandeln sich am Ende in Sterne bzw. das Sternbild des Orion; also hat auch diese Geschichte die Funktion, einen Teil der natürlichen Welt zu erklären.

Eine Vielfalt von Geschichten

Nahezu allen Märchen, die ich gelesen habe, merkt man ihre mündlichen Ursprünge an, auch wenn sich diese verschieden manifestieren. Sei es, wenn die Bantu-Märchen gelegentlich damit enden, dass der Erzähler preisgibt, wo er sie zum ersten Mal gehört hat, oder sei es in den sich wiederholenden sprachlichen Strukturen bei den ostjakischen Märchen.

In vielen der Märchen ist die Sprache einfach gehalten und folgt bestimmten Formeln und Mustern, auch wenn diese von-

einander abweichen können. Zusammen scheinen sie zu belegen, dass das Erzählen von Märchen ein wichtiger (und, wie die altägyptischen Märchen belegen, auch alter) Teil vieler Kulturen ist. Der schottisch-amerikanische Philosoph Alasdair MacIntyre hat den Menschen als „storytelling animal“ bezeichnet, und tatsächlich scheint das Erzählen von Geschichten universell zu



sein. Ob in Sibirien oder im alten Ägypten, in allen Regionen Afrikas oder China ... überall scheinen sich Menschen Geschichten erzählt zu haben, die bestimmte „märchenhafte“ Züge und sogar manche Motive teilen.

Zugleich zeigt ihre Verschiedenheit, wie unterschiedlich die Kulturen sind, die sie hervorgebracht haben. Und selbst die Märchen aus einem einzigen Kulturkreis entziehen sich oft jedem Versuch, sie auf bestimmte Charakteristika festzulegen. Nahezu jede Region, über die ich gelesen habe, hat eine Vielfalt von Geschichten hervorgebracht, die mal verwirrend, mal komisch, mal sogar schockierend sind.

Die Märchen scheinen verschiedene Funktionen zu erfüllen: Sie demonstrieren tugendhaftes Verhalten, unterhalten und amü-

sieren – oder sind Identität stiftende Erzählungen oder Schöpfungsgeschichten, die die Welt erklären.

Vertraute Motive finden sich in diesen ebenso wie Wendungen und Strukturen, die mir sehr ungewöhnlich erschienen oder Rätsel aufgaben. Zugleich hat die Selbstverständlichkeit, mit der in einigen Märchen (mir fallen hier gerade die australischen oder die ostjakischen ein) völlig unverständliche Begriffe verwendet werden und auf mir unbekanntes kulturelle Kontexte verwiesen wird, ihren eigenen Reiz, schließlich lassen sie ein weitaus größeres, komplexeres System von Ideen über die Welt erahnen, in welchem sie verwurzelt sind.

[Mehr über chinesische Märchen in PHANTAST #12 – „Fernost“](#)

Für diesen Artikel wurde in folgenden Märchenausgaben gestöbert:

Afrikanische Märchen (Hrsg. Carl Meinhof)
Diederichs Verlag, epub, 4,99 EUR
ISBN: 978-3-641-13943-8

Altägyptische Märchen (Hrsg. Emma Brunner-Traut)
Diederichs Verlag, epub, 4,99 EUR
ISBN: 978-3-641-13948-3

Sibirische Märchen (Hrsg. János Gulya)
Diederichs Verlag, epub, 4,99 EUR
ISBN: 978-3-641-13954-4

Märchen aus Australien (Hrsg. Anneliese Löffler)
Diederichs Verlag, epub, 4,99 EUR
ISBN: 978-3-641-13944-5

Josef Guter (Hrsg.): Chinesische Märchen
Manfred Pawlak Verlag (1990)
ISBN: 3-88199-713-X

Die Nächte in 1001 Versionen

Ein Artikel von Akram El-Bahay

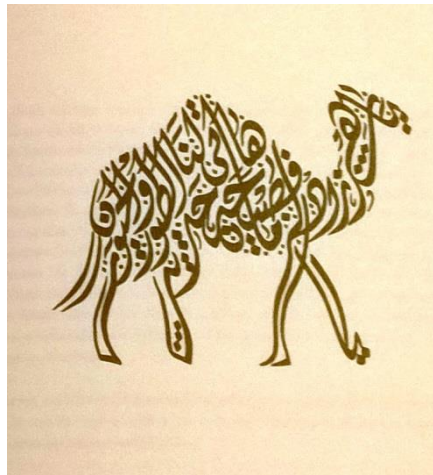
Drei Wünsche für denjenigen, der einen Flaschengeist aus seinem Flaschen-Gefängnis befreit. Ein fliegender Teppich, der einen an das Ziel der eigenen Wünsche trägt. Und ein Zauberwort, das einem den Eingang in eine Räuberhöhle öffnet.

Die bekanntesten Motive aus den *Erzählungen aus 1001 Nacht* haben mit der ursprünglichen orientalischen Märchensammlung leider etwa so viel zu tun wie die Fernsehserie *Die Märchenbraut* mit *Grimms Kinder- und Hausmärchen*. Allerdings: Eine zweifelsfrei erste Version des berühmten Märchenschatzes gibt es ohnehin nicht. Im Gegenteil, die Symbiose mit neuen Sagen scheint in der Natur der *1001 Nächte* zu liegen.

Der Schönheit der Schachtelerzählungen Schahrasads tut dies jedoch keinen Abbruch.

Von Indien über Persien in den Irak

Der Ursprung der Geschichte um den von seiner Ehefrau betroge-



nen König Schahriyar wird in Indien vermutet. Besonders die Form der Schachtelerzählung, bei der innerhalb der Märchen weitere Geschichten vorgetragen werden, deutet auf den (vorder-)asiatischen Hintergrund hin.

Mit Händlern soll die Geschichtensammlung zunächst nach Persien gelangt und um einige lokale Märchen gewachsen sein, bis sie schließlich den heutigen Irak erreichte und dort mit arabischen Sagen verheiratet wurde. In den Aufzeichnungen eines Kaufmanns aus Kairo findet sich schließlich etwa um das Jahr 1200 die älteste Nennung des arabischen Namens von *1001 Nacht*: *Alf layla wa-layla*.

Die Rahmenhandlung kennt vermutlich jeder, der sich auch nur am Rand einmal mit orientalischen Märcchen beschäftigt hat. König Schahriyar lässt seine untreue Ehefrau hinrichten und beschließt, sich jeden Tag neu zu vermählen, nur um seine Gattin nach Sonnenaufgang hinrichten zu lassen und sich dann eine neue Frau zu nehmen. So will er verhindern, dass ihm noch einmal Hörner aufgesetzt werden.

Schahrasad, die Tochter seines Wesirs, beschließt, diesen tödlichen Kreislauf zu durchbrechen, indem sie den König heiratet und jede Nacht eine ihrer Geschichten erzählt, ohne sie jedoch zu beenden.

Der König, von Neugierde getrieben, lässt Scheherazade entgegen seinem Plan leben und wartet ungeduldig auf die Fortsetzung der Geschichte, bis er

von seinem blutigen Rachefeldzug gegen die Frauen geheilt ist.

Von Frankreich aus zum Welt- ruhm

Während die Verfasser der eigentlichen Märchenerzählungen längst im Dunkel der Zeit vergessen sind, wird ein Name wohl immer mit *1001 Nacht* in einem Atemzug genannt werden: Antoine Galland (1646–1715). Der französische Orientalist brachte die Erzählungen, auf der Grundlage einer Handschrift aus dem Jahr 1450, die zu den ältesten der Märchensammlung zählt, in seine Heimat.

Seine (leicht entschärfte) Übersetzung *Les mille et une nuits: contes arabes* (1704–1708) wurde zum Renner in Frankreich. Da ihm in der Handschrift nur 282 Nächte zur Verfügung standen, ergänzte er den Text notgedrungen um weitere Erzählungen, die er sich teils aus anderen Ländern wie Syrien beschaffte – so wie *Ali Baba und die vierzig* (eigentlich:



Galland-Handschrift (arabisches Manuskript des 15. Jahrhunderts, Bibliothèque nationale de France) (public domain)

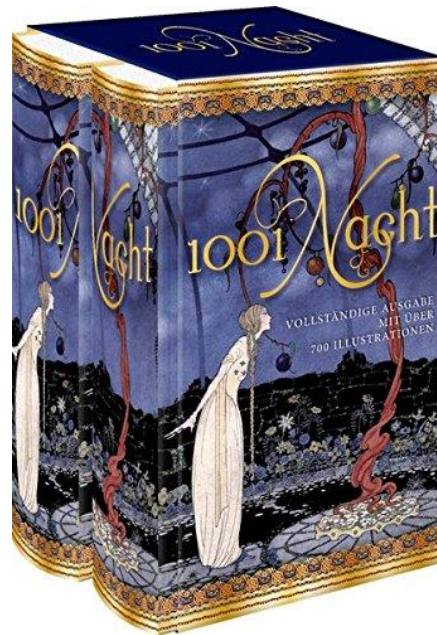
die vielen) **Räuber** oder *Aladin und die Wunderlampe*. Maßgebliche Hilfe erfuhr er dabei durch den jungen Syrer Hanna Diyab, der nach Paris ausgewandert war. Von ihm erhielt Galland neben Aladin und Ali Baba auch die Erzählung vom „Ebenholzperd“.

Der Erfolg der orientalischen Märchen führte dazu, dass die französische Fassung, die einige fremde Teile enthielt, wieder ins Arabische übersetzt wurde, so dass die von Galland hinzugefügten Sagen heute den Charakter der eigenen Märchenwelt im Wesentlichen prägen, ohne ursprünglich dazugehört zu haben.

Von Dämonen und orientalischen Werwölfen

Versionen von *1001 Nacht* gibt es in zahlreichen Ländern und aus verschiedenen Jahrzehnten und Jahrhunderten. Und obwohl sie sich oft in der Auswahl der Märchen unterscheiden, bleibt die

Rahmenhandlung stets dieselbe. Eine weitere der wenigen Konstanten sind die Dschinnen. Während besonders diese Geister, die in Marokko noch immer fest in die Sagenwelt gehören, heute weltweit in zahlreichen Fantasy-Romanen wie etwa Kai Meyers *Sturmkönige*-Trilogie ihren Auftritt haben, musste sich die europäische Leserschaft erst an sie und die anderen zahlreichen unbekannteren Geschöpfe gewöhnen.



Der Geist, den der ahnungslose Fischer in der weltberühmten Flaschengeist-Geschichte aus dem Meer zieht, ist eigentlich ein Ifrit, kein Dschinn. Eingeführt wurde er im Deutschen indes der Einfachheit halber als Dämon. Im Lauf der Jahre hat sich der Name *Dschinn* dann durchgesetzt, und auch heute noch gilt dieses Geschöpf, ein Wesen des vorislamischen Aberglaubens, als Sammelbegriff für alle arabischen Geisterwesen. Und lebt in der Vorstellung der meisten Leserinnen und Leser selbstredend in einer Flasche. In Wahrheit gibt es in den *Erzählungen aus 1001 Nacht* nur den einen Geist in der Flasche. Und er erfüllt keine Wünsche, sondern will seinen Befreier grausam töten, ehe der schlaue Fischer ihn überlisten kann. Die drei Wünsche wiederum hatte Aladin, der aber eigentlich gar nicht zu *1001 Nacht* gehört.

Noch immer nur teilentegriert in die westeuropäische Geschich-

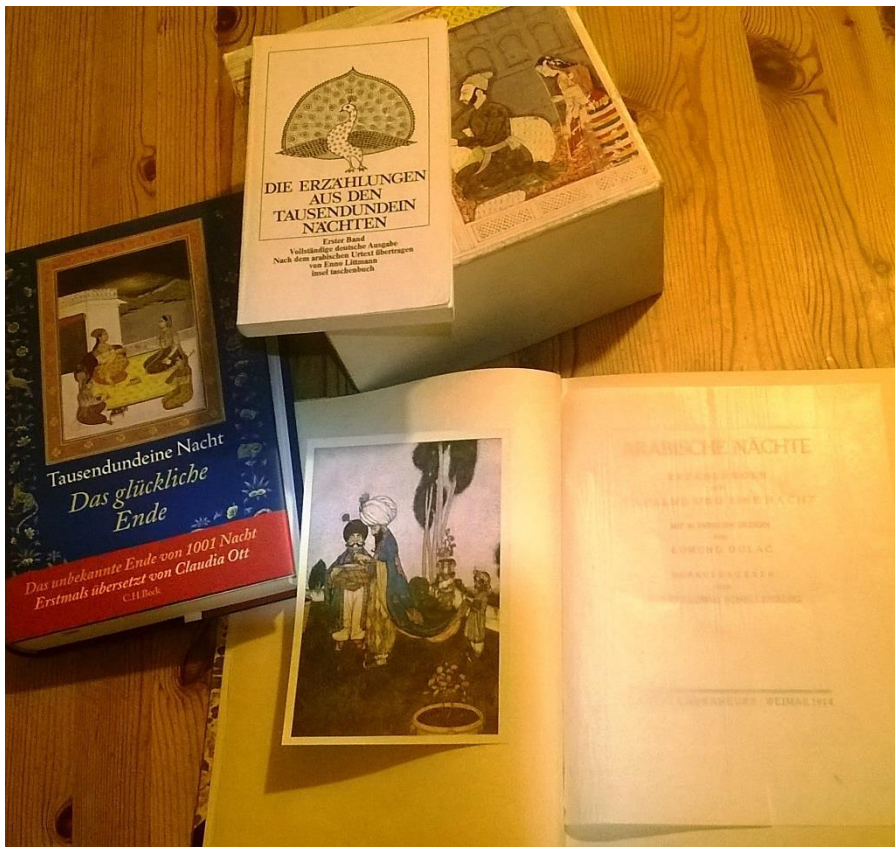
tenwelt sind die aus dem persischen Sagenraum stammenden Ghoulas, deren Leichen fressende Cousins immerhin ein immer wiederkehrender Bestandteil der Hefroman-Serie *Geisterjäger John Sinclair* sind. Der deutsche Übersetzer Enno Littmann machte aus ihnen in den Zwanzigerjahren

des vorherigen Jahrhunderts zum besseren Verständnis Werwölfe. Auch gruselig, aber nicht so recht dasselbe. Ursprünglich überhaupt keinen Auftritt in den *1001 Nächten* hatten die fliegenden Teppiche, die genau wie Flaschengeister heute ein universelles Markenzeichen der Orient-

Erzählungen sind. In der hinzugefügten Aladin-Geschichte (s. *Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen*, Gustav Weil, 1865) taucht immerhin ein fliegendes Bett auf, das im Lauf der Jahre zum Teppich wurde, vermutlich inspiriert vom Ende der sehr gelungenen *1001 Nacht*-Verfilmung *Der Dieb von Bagdad* (1924).

Mit kriminalistischem Eifer

Wer sich einmal näher mit einem arabischen Original oder zumindest mit den ältesten Überlieferungen beschäftigen möchte, muss nur in den nächsten Buchladen gehen. Die deutsche Orientalistin Claudia Ott hat in Ergänzung zur Handschrift von Galland eine weitere, ähnlich alte Handschrift entdeckt, die bis zur Nacht 542 reicht. Und als sei dies nicht genug, hat die Übersetzerin auch noch mit kriminalistischem Eifer das Ende der Geschichte ausfindig gemacht und ins Deutsche übertragen. Aktuell gilt die



Version von Claudia Ott als das Maß aller Dinge in Sachen *1001 Nacht* und ist jedem empfohlen, der in die echte orientalische Märchenwelt eintauchen will. Zudem hat die Orientalistin auch die sogenannte kleine und ältere Schwester von *1001 Nacht* übersetzt: *Hundert und eine Nacht*.

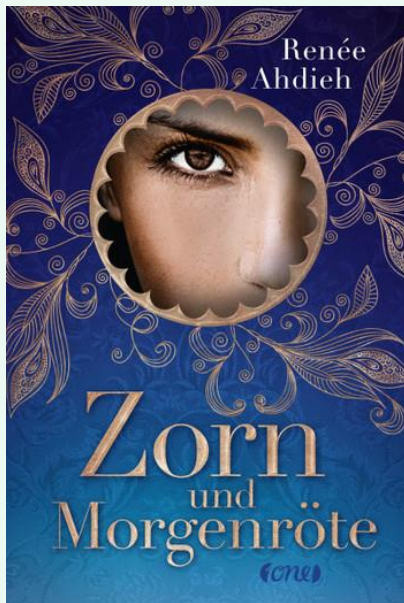
Übrigens: Die Liebhaber der orientalischen Märchen müssen demnächst noch einmal stark sein: Bald nämlich kommt die nächste *1001 Nacht*-Verfilmung in die Kinos. Mit Will Smith als Dschinn.

Tausendundeine Nacht (€ 29,90)
Leinen, 704 Seiten
ISBN: 978-3-406-51680-1

Tausendundeine Nacht – Das glückliche Ende (€ 29,95)
Leinen, 428 Seiten
ISBN: 978-3-406-68826-3-9

Hundertundeine Nacht (€ 49,95)
Gebundenes Buch, 336 Seiten
ISBN: 978-3717590262





Autorin: Renée Ahdieh
Verlag: Lübbe One (2016)
Übersetzer: Dietmar Schmidt
Genre: Fantasy / orientalisches
Märchen / Jugendbuch

Hardcover mit Schutzumschlag
397 Seiten, 16,99 EUR
ISBN: 978-3-8466-0020-7
Taschenbuch, 10,00 EUR
ISBN: 978-3-8466-0064-1

Zorn und Morgenröte

Eine Rezension von Judith Madera

Der junge Kalif von Chorasán hat ein grausames Herz. Jeden Tag erwählt er eine Braut, und jeden Morgen lässt er sie mit einer Seidenschnur hinrichten. Das Volk hasst den grausamen Herrscher, der ihm aus seiner Verrücktheit heraus die Schwestern und Töchter nimmt. Auch Shahrzads beste Freundin Shiva fiel Kalif Chalid zum Opfer, woraufhin sie sich geschworen hat, den Tod ihrer Freundin zu rächen.

Shahrzad meldet sich freiwillig als Braut für den Kalifen und ist die erste, die das Morgenrot erlebt. Das gelingt ihr, indem sie Chalid mit einer Geschichte fesselt, sodass dieser ihre Hinrichtung aufschiebt. Doch bald geht es nicht mehr nur um Geschich-

ten, und Shahrzad erkennt, dass Chalid kein boshafter Irrer, sondern eine geplagte Seele ist ...

Zorn und Morgenröte basiert auf dem persischen Märchen um Scheherazade, die die *Geschichten aus Tausend und einer Nacht* erzählt, um ebenso wie Shahrzad dem Tod zu entkommen. Allerdings erzählt Shahrzad in Renée Ahdiehs Roman nur wenige Geschichten. Denn Chalid entwickelt recht schnell Interesse an seiner widerspenstigen Königin, die alles versucht, um dem Tod zu entgehen. Ihre Waffen sind ihr feuriges Temperament und ihr ehrlicher Charme. Shahrzad spürt schnell, dass mehr hinter dem Wahnsinn des Kalifen steckt als reine Boshaftigkeit, doch sie

wird auch davon überrumpelt, dass Chalid nicht das Ungeheuer ist, das sie in ihm gesehen hat.

Leider macht Renée Ahdieh den Fehler, bereits im ersten Kapitel aufzudecken, dass Chalid aus einem Zwang heraus handelt. Dadurch beraubt sie ihre Leser der Möglichkeit, ihn ebenfalls als Monster wahrzunehmen und zusammen mit Shahrzad sein wahres Wesen zu entdecken. Man ahnt dadurch auch, worauf die Geschichte hinausläuft, und es geht nur noch um die Details. Die Handlung konzentriert sich stark auf Shahrzad und Chalid und ihre Liebe, die aus Hass und Misstrauen erwächst.

Während man Shahrzads widerstreitende Gefühle gut nachvollziehen kann, bleibt Chalid lange Zeit kühl und unnahbar, was ihn jedoch umso interessanter macht. Die Autorin hätte diesen Aspekt noch besser ausreizen können, denn Chalid lässt etwas zu früh hinter seine kalte Fassade blicken.

Die Nebenhandlungen werden in *Zorn und Morgenröte* nur grob umrissen. Während Shahrzad im Palast der Gnade des Kalifen ausgeliefert ist, setzt ihr Kindheitsfreund Tarik alles daran, sie zu retten. Dafür will er sogar eine Armee aufstellen, die Choras angreift. Tarik handelt dabei meist überstürzt und entpuppt sich als Hitzkopf, der erst handelt und dann nachdenkt. Auf den Leser wirkt er recht unsympathisch, weil er Chalids Konkurrent ist und von Renée Ahdieh nicht wirklich facettenreich dargestellt wird.

Auch Shahrzads Vater will seine Tochter retten und wendet sich dunkler Magie zu. Sein Weg wird nur bruchstückhaft wiedergegeben. Der einzige Nebencharakter, der überzeugt, ist Hauptmann Jalal, der mit seiner charmanten und aufrichtigen Art die Leserherzen erobert. Die Geschichte um Shahrzad und Chalid findet schließlich ein jähes Ende, dessen Dramatik auf-

gesetzt wirkt – und das offen bleibt.

Das Setting des Romans überzeugt dagegen auf ganzer Linie. Es gibt zwar nur wenige Schauplätze, doch diese entfalten sich in einem wunderbaren Kopfkino. Die Autorin hat einen sehr schönen und emotional aufgeladenen Stil, außerdem legt sie viel Wert auf Details und bringt alle Sinne in die Wahrnehmung des Palastes und seiner Gärten ein. Auch beschreibt sie die Kleidung der Charaktere sehr schön und nutzt orientalische Begriffe, die im Anhang knapp erklärt werden. Dadurch fühlt man sich tatsächlich in ein Märchen aus *Tausend und einer Nacht* versetzt.

Schade, dass Renée Ahdieh diese wirklich gute Idee nur als seichtes Jugendbuch umgesetzt hat. Junge Leserinnen, die Liebesgeschichten zwischen Feinden mögen, werden auf ihre Kosten kommen. Dazu ist *Zorn und Morgenröte* ein wunderschön gestaltetes Hardcover mit metallisch

schimmerndem Reliefdruck und farblich passendem Lesebändchen – und vielleicht kann die Autorin in den kommenden Bänden mehr überzeugen.

Fazit

Tolle Idee, traumhaftes Setting und eine mittelmäßige Umsetzung, die nur darauf abzielt, junge Leserherzen zum Stolpern zu bringen. *Zorn und Morgenröte* wirkt wie eine seichte Mischung aus *1001 Nacht* und *Die Schöne und das Biest* und konzentriert sich ganz auf die beiden Protagonisten, die immerhin durch jede Menge Temperament beziehungsweise eine düstere, geheimnisvolle Aura überzeugen können.





Originaltitel: La tortue rouge
 Regie: Michael Dudok de Wit
 Drehbuch: Michael Dudok de Wit
 Produktion: Toshio Suzuki, Pascal Caucheteux
 Musik: Laurent Perez del Mar
 FSK: ab 12 Jahren
 Spieldauer: 80 Minuten
 Frankreich, Japan, Belgien 2016

Die rote Schildkröte

Eine Rezension von Rupert Schwarz

Ein Mann strandet auf einer tropischen Insel und stellt bald fest, dass sie vollkommen unbewohnt ist. Er beschließt, aus Bambusstämmen ein Floß zu bauen, doch gerade als er das flache Wasser der Insel verlassen möchte, rammt eine rote Schildkröte das Gefährt und zerbricht es. Der Mann versucht insgesamt dreimal, die Insel zu verlassen, und jedes Mal wird sein Unternehmen von der Schildkröte vereitelt.

Dann jedoch passiert etwas Unerwartetes: Die rote Schildkröte kriecht an Land, auf ihn zu. Voller Wut drischt der verzweifelte Mann mit einem Bambusrohr auf die Meeresbewohnerin ein und dreht sie am Ende auf den Rücken.

Immer noch zornig, überlässt er sie ihrem Schicksal, wohl wissend, dass sie dies nicht überleben wird. Bald reut den Mann die Tat, und er bringt der Schildkröte Wasser und einen Fisch, doch nichts regt sich und das Tier scheint gestorben zu sein. In der Nacht aber bekommt der Panzer einen Riss, und in der nun zu großen Schutzhülle liegt eine ohnmächtige Frau. Deren Schlaf endet erst, nachdem der tägliche Regen niedergegangen ist.

Der Mann und die Frau freunden sich an, und bald bekommen sie ein Kind. Doch als dieses heranwächst, zeigt es mehr und mehr eine tiefe Verbundenheit mit dem Meer und den darin lebenden Schildkröten.

Der Film erzählt in einer sehr ruhigen, manchmal melancholischen Art mit vielen wunderschönen, opulenten Bildern, wenig Bewegungen und vollständig ohne ein gesprochenes Wort. Aber nur so funktioniert diese Robinsonade, die eine Geschichte erzählt, die sowohl Märchen als auch Parabel über das Leben an sich ist. Michael Dudok de Wit konnte schon 2001 einen Oscar für einen Kurzfilm gewinnen und arbeitete zehn Jahre an diesem Film. Erst die Zusammenarbeit mit dem berühmten japanischen Studio Ghibli aber machte den Film zu etwas Einzigartigem.

De Wit ließ sich stark von den osteuropäischen Zeichentrickfilmen beeinflussen, mit manchmal übermäßig ruhigen, langsamen

Szenen oder Schwarzweiß-Animation bei nächtlichen Szenen, dann aber animierte er im franko-belgischen Stil eines Hergé – manche Sequenzen wirken wie ein zum Leben erwecktes Panel aus *Tim und Struppi*-Comics. Und dennoch findet man Details oder Perspektiven, die eher einem Anime zuzuordnen wären, wie die immer wiederkehrenden Strandkrabben, ganz beschäftigt mit dem täglichen Fressen und Gefressenwerden, die humoristische Akzente setzen und so der Geschichte mehr Leichtigkeit verleihen.

Am erstaunlichsten ist, dass die Mischung aus all diesen unterschiedlichen Elementen und Stilen sehr gut funktioniert und sich am Ende zu einem stimmigen Ganzen zusammenfügt.

Mancher Fan des Studios Ghibli wird diesen Film enttäuschend finden, denn trotz der Beteiligung der japanischen Animationspezialisten ist er definitiv kein Anime geworden. Eher schon ist er ein europäischer Film, wenn auch mit asiatischen Akzenten. Aber genau das macht den Film so interessant, denn er bewegt sich fernab jeglichen Hollywood-Mainstreams, regt zum Nachdenken und Träumen an – vorausgesetzt, der Zuschauer lässt sich auf diese ungewöhnliche Geschichte ein.

Zu Recht bekam Michael Dudok de Wit erneut eine Oscar-Nominierung (diesmal für einen Animationsfilm in Spielfilmlänge), auch wenn er die begehrte Trophäe am Ende nicht gewinnen konnte.

Interview mit Jennifer Alice Jager

geführt von Judith Madera

PHANTAST: Hallo, Jennifer! Mit Deinen Märchen-Adaptionen passt Du perfekt in diese PHANTAST-Ausgabe. Bevor wir zu Deinen Werken kommen – verrätst Du uns, welches Dein Lieblingsmärchen ist? Und warum?

Jennifer Alice Jager: Das ist schwer zu sagen. Von einem mag ich die Story, von einem anderen die Botschaft und wiederum von einem anderen die Charaktere. Bisher habe ich „Brüderchen & Schwesterchen“, „Die Schöne und das Biest“, „Schneeweißchen & Rosenrot“ und nun zuletzt „Fantaghirò bella Persona“ adaptiert. Und jedes dieser Märchen habe ich in meiner Kindheit auf

die eine oder andere Weise geliebt und liebe sie noch heute.

PHANTAST: Demnächst erscheint von Dir mit „Im Bann der weißen Wälder“ eine Geschichte über Fantaghirò, die so mancher noch aus dem Fernsehen kennen dürfte. Ist *Prinzessin Fantaghirò* für Dich ein richtiges Märchen?

Jennifer Alice Jager: „Fantaghirò bella Persona“, zu Deutsch „Fanta Ghirò Siebenschön“, ist ein toskanisches Volksmärchen. Es unterscheidet sich in der Hinsicht nicht von den uns bekannten Grimm-Märchen. Das Besondere an dieser Geschichte ist, dass es nicht um eine Prinzessin geht, die nach

der großen Liebe sucht, von einem Prinzen gerettet werden muss oder auf die Hilfe einer guten Fee angewiesen ist. Fantaghirò ist eine starke Persönlichkeit. Eine Heldin. In den Filmen wurde das sehr gut eingefangen, und ich denke, das ist



der Grund dafür, dass viele Mädchen diese Geschichte damals geliebt haben und bei den Filmen mitfieberten.

PHANTAST: So mancher wird sich wohl fragen: Darf man einfach ein Buch mit Charakteren einer TV-Serie, wie im Falle von *Prinzessin Fantaghiro*, schreiben?

Jennifer Alice Jager: Natürlich nicht, aber das habe ich ja auch nicht getan. Meine Geschichte basiert auf dem Originalmärchen, auf dem auch die Filme basieren. Zu vergleichen ist das mit den vielen Adaptionen von „Cinderella“. Disney hat das Märchen 1950 adaptiert. Im Original ist es aber ein Volksmärchen, das jeder in seiner Version weitergeben, erzählen und adaptieren darf. All die vielen Bücher und Filme, die nach Disney kamen, basieren nicht auf deren Version, sondern auf dem Original. Dennoch gibt es bei einer Adaption einiges zu beachten. Um sicherzugehen, dass wirklich

keine Rechte verletzt werden (z. B. an Namen), hat mein Verlag alles genau geprüft.

PHANTAST: *Schneeweiße Rose* ist frei nach dem Grimm'schen Märchen „Schneeweißchen und Rosenrot“ erzählt. Warum wolltest Du gerade dieses Märchen adaptieren? Und wie „frei“ erzählt ist Deine Version?

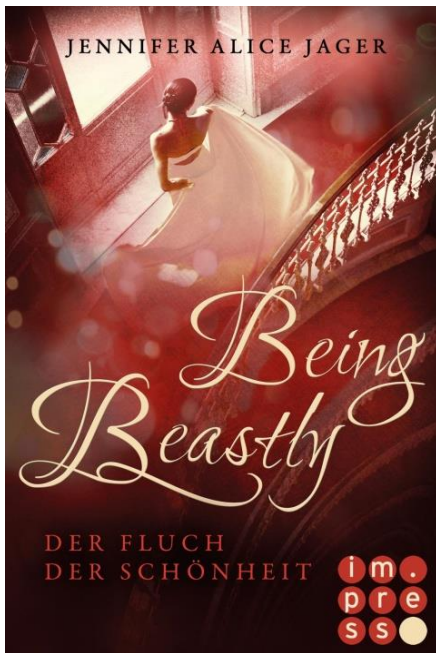
Jennifer Alice Jager: Mir gefällt dabei das Zusammenspiel der



beiden unterschiedlichen Schwestern. Schneeweißchen (Snow) ist die Zarte, Schüchterne und Rosenrot (Rose) die Kämpferin. Über den Zusammenhalt der beiden zu schreiben, hat mich sehr gereizt. Wie bei allen meinen Märchen habe ich die Originalstory in den Grundzügen erhalten und ausgebaut. Ich will bei meinen Märchen einer alten Geschichte ein neues Gewand verleihen und nicht nur ein paar altbekannte Namen aufgreifen und sie in eine komplett andere Story packen. Der Verlauf der Geschichte folgt also dem des Originals. Da sind die Schwestern, der Fluch, der Bär, der Prinz, das Schloss, der Zwerg mit dem langen Bart. Aber natürlich noch viel mehr und viel Unerwartetes.

PHANTAST: „Die Schöne und das Biest“ wurde in den verschiedensten Variationen erzählt. Auch Du hast dieses Märchen adaptiert. Was zeichnet Deine Version aus?

Jennifer Alice Jager: Bei *Being Beastly* habe ich die Frage nach der Natur der Schönheit von mehreren Seiten beleuchtet. Meine Protagonistin ist nicht wie Belle, die wunderschön und von tadellosem Charakter ist. Belle ist wirklich perfekt, in jeder Hinsicht. Wir lieben sie dafür, dass sie so bescheiden und herzensgut ist und trotz ihrer Schönheit kein bisschen eitel. Meine Protagonistin wurde dazu erzogen, ihre Schönheit für sich zu nutzen.



Immer höflich, freundlich und doch distanziert zu bleiben, ist für sie eine Pflicht. Ihre Schönheit sollte ihr eine gute Partie sichern, sie zu pflegen und bestmöglich zu präsentieren, waren ihre Lebensaufgaben.

Dass sie tatsächlich ein guter Mensch ist, aber auch eine Kämpferin, die sich für das Richtige einsetzen und dabei über sich hinauswachsen kann, wurde dabei völlig unter einer Maske vergraben, die zu ihrem augenscheinlichen Charakter geworden war. Von außen betrachtet, wirkt sie oberflächlich und eitel, weil sie nie die Chance hatte, sich zu entfalten. Im Laufe der Geschichte lernt sie aber auf eigenen Beinen zu stehen, versteht, was ihr im Leben wirklich wichtig ist, und wird zu dem Menschen, den sie tief in sich versteckt hielt.

Und dann ist da noch „Das Biest“. Lord Westwood wird von zwei Bestien beherrscht. Zum einen von dem Monster, dass er

vorgibt zu sein, zum anderen von dem, dass tatsächlich in ihm lauert. Er hat längst aufgegeben, seine inneren Dämonen zu bekämpfen, und die Schöne, die in sein Leben eindringt, ist ihm zu Anfang keine Hilfe. Je besser sie sich aber selbst kennenlernt und das Biest, zu dem sie erzogen wurde, zu überwinden beginnt, desto mehr Verständnis entwickelt sie für ihn und lernt den Mann hinter dem Monster kennen.

PHANTAST: Du hast bereits in Japan gelebt und dort Privatunterricht gegeben. Hast Du Dich dort auch mit japanischen Märchen beschäftigt? Worin unterscheiden sie sich von unseren? Und wo liegen die Gemeinsamkeiten?

Jennifer Alice Jager: Ehrlich gesagt habe ich mich dort mehr mit Manga beschäftigt. Im Grunde lassen sich Märchen aber wohl alle auf dieselben Botschaften reduzieren. Was wir aus Mär-

chen lernen können, sind kulturübergreifende Lebensweisheiten. Dinge, die wir von Kindesbeinen an lernen sollten und auch als Erwachsene niemals vergessen dürfen. Dinge über Moral, Ehrlichkeit, Nächstenliebe und Mitgefühl.

PHANTAST: Du malst auch sehr gerne – was beispielsweise? Und malst Du auch Charaktere/Szenen aus Deinen Romanen?

Jennifer Alice Jager: Ja, sehr gerne sogar. Leider fehlt mir oft die Zeit dazu, aber wenn ich dann doch mal dazu komme, zeichne ich Charaktere, Szenen und Skizzen zu Covern. Das hilft mir, die Geschichten noch lebendiger werden zu lassen.

PHANTAST: Seit wann schreibst Du eigentlich? Und wovon handelte Deine erste Geschichte?

Jennifer Alice Jager: Ich habe mir schon immer eigene Geschichten ausgedacht und

schreibe sie auf, seitdem ich einen Stift halten kann. Früher waren es Kurzgeschichten und Gedichte, mit vielen Zeichnungen ausgeschmückt. Heute sind es Romane.

Meine erste Veröffentlichung war aber erst 2014, obwohl ich schon zehn Jahre zuvor an meinem ersten Roman geschrieben habe. Leider ging diese Geschichte durch widrige Umstände verloren. Der Titel enthielt



das Wort „Schattenwolf“, wenn ich mich recht entsinne. Es ging um ein Land, in dem Magie verboten war. Geblieben sind mir von dieser Geschichte nur Zeichnungen und ein paar Erinnerungsfetzen.

PHANTAST: Was liest Du persönlich am liebsten? Auch gerne Märchenadaptionen? Oder darf es auch mal Science Fiction oder ein Thriller sein?

Jennifer Alice Jager: Ja, ja und ja. Krimis lese ich eigentlich nicht, Psychothriller auch nicht, und reine Liebesgeschichten sind mir oft zu langweilig. Ansonsten bin ich sehr offen und lese mich kunterbunt durch die ganze Genrelandschaft. Momentan bin ich (zum wiederholten Male) bei den *Känguru-Chroniken*, davor war es *Das Reich der sieben Höfe*, *Eragon*, *Wir fliegen, wenn wir fallen*, *Rumo*, *Der Marsianer*, *Der Wolkenatlas*, *Die unendliche Geschichte*, *Der kleine Prinz*, *Der Anschlag* usw. usw.

PHANTAST: Vor Deiner ersten Veröffentlichung hast Du viele Absagen erhalten. Wie bist Du damit umgegangen? Und hast Du zwischenzeitlich daran gedacht aufzugeben?

Jennifer Alice Jager: Es waren über zwanzig. Aber eigentlich hat es mir gar nicht so viel ausgemacht, weil ich schlichtweg nicht mit einer Zusage gerechnet habe. Ich habe mein Manuskript eingereicht, weil andere meinten, ich müsse es versuchen, und nicht, weil ich selbst unbedingt ein Buch veröffentlichen wollte. Umso überraschter war ich dann, als mir einer der Verlage eine Zusage schickte. Womöglich hätte ich irgendwann aufgegeben, wenn es anders gekommen wäre.

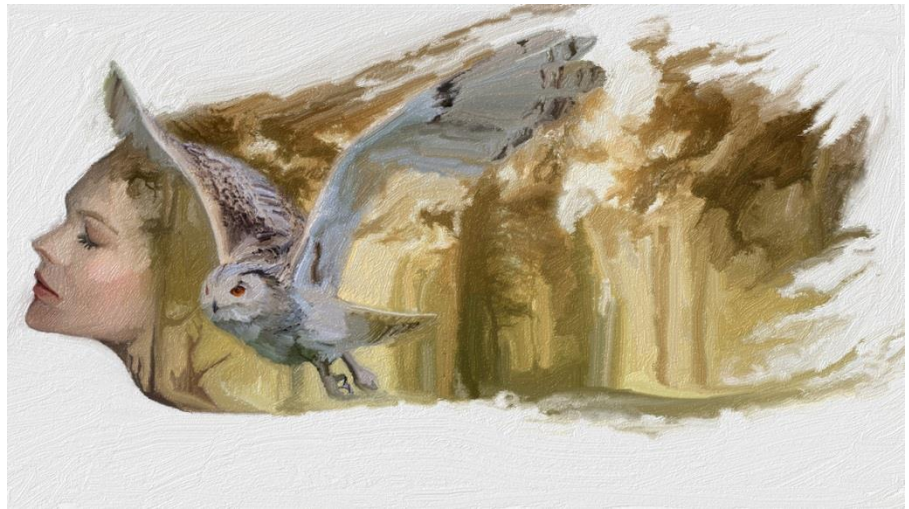
Wie gesagt, hing mein Herz nicht unbedingt an einer Veröffentlichung. Wie toll es ist, seine Geschichten mit anderen teilen zu können und viele Leser zu begeistern und in den Bann zu zie-

hen, habe ich erst erfahren, als mein Erstlingswerk erschienen war. Hätte ich das früher gewusst, würde ich jetzt wohl auf 14 und nicht 4 Jahre Autorenleben zurückblicken. Aber besser spät als nie.

PHANTAST: Du bist auf Facebook ziemlich aktiv. Was teilst Du dort mit Deinen Fans? Und ist Selbstvermarktung für einen Autor heutzutage wichtiger als vor 30 Jahren?

Jennifer Alice Jager: Vor 30 Jahren war ich noch zu jung, um

mich mit Selbstvermarktung auseinanderzusetzen. Aber ja, ich denke, es ist heute wichtiger denn je. Die Leser wünschen sich den Kontakt zu den Autoren. Sie wollen etwas über die Menschen hinter den Namen erfahren und ihnen nahe sein. Plattformen wie Facebook ermöglichen einem das und bieten für beide Seiten Vorteile wie auch Nachteile. Ich liebe den Austausch mit meinen Lesern, doch er frisst auch viel Zeit. Ich teile mit meinen Lesern Fortschritte an meinen neuesten Manuskripten, News über künftige Bücher, aber auch Privates, wie



Bilder von meinen Tieren. So nah an den Lesern zu sein, hilft einem zu erfahren, was sie sich wünschen, was ihnen in den Geschichten am besten gefällt und was so gar nicht. Wichtig ist nur, dass man auf der einen Seite davon lernt und profitiert, auf der anderen Seite aber sich selbst treu bleibt.

PHANTAST: Kannst Du uns schon etwas über zukünftige Projekte verraten? Wirst Du weitere Märchen adaptieren?

Jennifer Alice Jager: Es sind zwei weitere Märchen geplant. Eines wurde bisher nicht sehr häufig adaptiert, das andere meines Wissens noch gar nicht. Die Namen will ich zu diesem Zeitpunkt nicht verraten, aber ich bin mir sicher, dass sie jedermann kennt. Beide sind sie für die erste Jahreshälfte 2018 geplant.

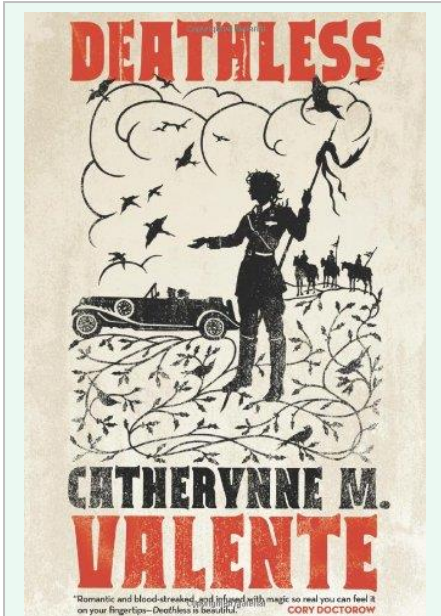
Aber ich werde, wie bisher auch, nicht nur Märchen schreiben und veröffentlichen. Die Welt der Phantastik bietet so viele Mög-

lichkeiten, und ich liebe es, sie alle auszuschöpfen. Ob Hexen, Zeitreisen, dystopische Welten, parallele Universen, mächtige Urwesen oder Legenden und Mythen – ich fühle mich überall zuhause, wo man die Magie zwischen den Zeilen spüren kann, und will meine Leser noch zu vielen Abenteuern mitnehmen.

PHANTAST: Herzlichen Dank für das Interview!

www.jennifer-alice-jager.de





Autorin: Catherynne M. Valente
 Verlag: Tom Doherty Associates
 (2011)
 Imprint: Tor Books
 Genre: Fantasy

Gebundene Ausgabe
 352 Seiten, ca. 7,00 EUR
 ISBN: 978-0765326300

Deathless

Eine Rezension von Swantje Niemann

Russland in den 20er Jahren: Das Mädchen Marya Morevna sitzt am Fenster und sieht zu, wie sich Vögel in attraktive Männer verwandeln, um Maryas ältere Schwestern zu heiraten. Dieser erste Blick auf die „naked world“ – diese halb von der Welt der Menschen getrennte, halb mit ihr verbundene Welt, in der die Figuren russischer Märchen und Sagen nur zu real sind – trennt sie für immer von ihren Mitmenschen. Und so zögert sie nicht, als Jahre später Koschei the Deathless um ihre Hand anhält und sie mit in sein Reich nimmt.

In der slawischen Folklore erscheint Koschei immer wieder als Gegenspieler des Helden, dessen Frau er entführt. Er erscheint als oft hässlicher, unna-

türlich dünner Mann. Seinen Beinamen „the Deathless“ verdankt er der ungewöhnlichen Bewandnis, die es mit seinem Tod hat: Sein Tod (oder seine Seele) ist von seinem Körper getrennt und steckt in einer Nadel, die ihrerseits in einem Ei platziert ist, das in einer Ente steckt, die sich wiederum im Körper eines Hasen befindet. Dieser Hasen ist auf der Insel Buyan in einer Truhe unter einer Eiche vergraben. Wer auch immer Koscheis vielfach geschützten Tod findet, hat die Kontrolle über ihn.

Die Adaptionen der Geschichten um Koschei sind vielfältig. Er taucht in den Hellboy- und Sandman-Comics ebenso auf wie in Igor Strawinskys Ballett Feu-

ervogel, und seine Geschichte wurde auch von der Urban-Fantasy-Autorin Mercedes Lackey adaptiert. Koschei hat – mal als Figur, mal nur als Name – Auftritte in zahlreichen Filmen, Büchern und Spielen.

Deathless basiert auf dem Märchen „The Death of Koschei the Deathless“. Darin geht es um Ivan, der seine drei Schwestern sucht, welche mächtige Zauberer geheiratet haben. Unterwegs trifft er die schöne, kriegerische Prinzessin Marya Morevna und nimmt sie zur Frau. Er begeht jedoch den Fehler, den Kerker ihres Schlosses zu öffnen und Koschei, den sie dort gefangen hält, zu befreien. Koschei entführt Marya, und Ivan muss viele Abenteuer bestehen, sterben und zurückkehren und schließlich die Baba Yaga um Hilfe bitten, um seine Frau zurückzubekommen.

Catherynne M. Valente greift zahlreiche Motive des ursprüng-

lichen Märchens auf, setzt sie aber in neue Zusammenhänge. Ivan tritt in den Hintergrund. Stattdessen sind es Marya Morevna und Koschei, die als starke, ambivalente Protagonisten die Handlung vorantreiben und die die Autorin auf ganz eigene Weise interpretiert. Eine ebenso folgenreiche Änderung ist die Verflechtung der Märchenmotive mit russischer Geschichte.

Als „Zar des Lebens“ ist Koschei seit Jahrhunderten dabei, in einer Parallelwelt den Krieg gegen seinen Bruder Viy, den „Zaren des Todes“, zu verlieren. Wie viele Figuren in *Deathless* scheint er in der ewigen Wiederholung bestimmter Verhaltensweisen gefangen. Zugleich aber verändern sich er und die Welt, die er bewohnt, unter dem Einfluss der Menschenwelt: Vom Kommunismus inspirierte Hausgeister bilden Komitees, und zu Maryas Gefährten in Koscheis Land Buyan gehört ein Maschinengewehr-Kobold.

Marya hat nicht immer Identifikationspotenzial – gerade weil die Art von Stärke, die sie braucht, um in Koscheis Welt zu überleben, von ihr verlangt, ihre menschlichere Seite zu verleugnen –, aber sie handelt nachvollziehbar, und es ist leicht, Mitgefühl mit ihr zu haben und sie manchmal sogar zu bewundern. Sie ist kreativ, mutig und alles andere als naiv.

Catherynne M. Valente schildert glaubwürdig, wie ihre Erfahrungen in der „Anderswelt“ sie verändern. Denn diese Welt ist alles andere als ein idealisiertes Märchenland. Sie ist schön und bietet Erfahrungen von brennender Intensität, ist aber zugleich ein düsterer, gefährlicher Ort: In *Deathless* ist Buyan eine Stadt, in deren Brunnen Blut fließt und deren Häuser zum Teil aus Haut bestehen.

Marja begegnet hier einem bunten Ensemble verschiedenster Gestalten aus der slawischen Folklore: Die Baba Yaga ist eine

beängstigende Figur, andere Figuren hingegen – der Mascheningewehr-Kobold Naganya oder die Vila Lebedeva – wirken beinahe verspielt, doch auch hier lauern Gefahr oder aber kostbares, verborgenes Wissen unter der Oberfläche. Die Märchenfiguren haben ein interessantes Verhältnis zur realen Welt, einige passen sich den „Trends“ an, andere leben, wie sie es bereits seit Jahrtausenden getan haben, und ihre Perspektive auf die Entwicklungen dort ist oft spannend zu lesen.

Maryas Beziehungen in Buyan sind davon geprägt, dass jeder den jeweils anderen zu beherrschen versucht. „Who is to rule?“, fragt Baba Yaga (die, ebenfalls nicht von den neuen Zeiten in der Menschenwelt unberührt, jetzt den Titel einer Vorsitzenden für sich beansprucht), und das ist für so viele Figuren die zentrale Frage.

Insbesondere für Koschei. Seine erste Anweisung an Marya ist es,

zu schweigen, zuzuhören und sich von ihm füttern zu lassen, ihn zu fürchten und seine Herrschaft über sie anzuerkennen. Maryas Beziehung zu Koschei ist bewusst auf eine Weise geschildert, die einem ein ziemlich unbehagliches Gefühl vermittelt. Schließlich beginnt ihre Beziehung mit einer Entführung, und da sind immer Untertöne von Gewalt und Gefahr.

Zugleich ist jedoch auch verständlich, wieso Marya einen Platz als Königin an Koscheis Seite anstrebt, da er ihr noch immer mehr bieten kann als das Elend und die Trostlosigkeit von Leningrad und die Ablehnung ihrer Mitmenschen. Mit der Zeit wird Marya stärker, besteht alle ihr auferlegten Tests und lernt, sich sicherer in dieser seltsamen Welt zu bewegen. Sie wird härter, egoistischer und Koschei ähnlicher.

Marya Morevna ist alles andere als die klassische Märchenprin-

zessin, die das Biest, das sie entführt hat, in ihren Traumprinzen verwandelt. Ich war nicht überrascht, auf Catherynne M. Valentés Website zu lesen, dass sich die Autorin zu weiblichen Archetypen hingezogen fühlt, die frühere Generationen bedrohlich fanden, dass sie böse Königinnen und Hexen liebt und es genießt, solchen Figuren in ihren Büchern eine Stimme zu geben. (<http://www.catherynnemvalente.com/faq/>)

Das Kräftegleichgewicht in Maryas und Koscheis Beziehung verschiebt sich mehrmals, aber das Wort „Liebe“ scheint über weite Strecken wenig angebracht, um das zu beschreiben, was zwischen ihnen passiert. Begehren, Wut, Machtkämpfe und gegenseitige Abhängigkeit charakterisieren das leidenschaftliche Verhältnis der beiden Figuren, die nach einer Weile weder miteinander noch ohne einander auszukommen scheinen, deutlich besser.

Koschei ist kein Sympathieträger, aber eine zutiefst tragische Gestalt, die manchmal widerwilliges Mitgefühl weckt: Er kämpft seit Jahrhunderten auf verlorenem Posten, spielt geradezu zwanghaft immer wieder das gleiche Märchen durch und entwickelt tiefe, aufrichtige Gefühle für Marya, so zerstörerisch sich diese auch auswirken können. Es gibt eine kurze Zeit, in der er und Marya ihr gemeinsames Leben aus vollen Zügen genießen und einander alles vergeben zu haben scheinen. Das wirkt vor dem Hintergrund ihrer bisherigen Geschichte etwas unglaublich, aber meist ist ihre Beziehung spannend und spannungsreich geschildert und bringt den Leser dazu, den beiden mit entsetzter Faszination zuzusehen.

Als schließlich Ivan, das Äquivalent zum „Märchenprinzen“, der Marya aus den Klauen Koscheis befreien soll, auftaucht, findet er

eine abgehärtete Veteranin des endlosen (und von vornherein verlorenen) Krieges gegen den Zaren des Todes vor. Es ist eher Marya, die ihn entführt, als umgekehrt. Doch die Menschenwelt ist kein bisschen weniger erbarmungslos als die Welt, aus der Marya fliehen möchte, ohne sie jedoch wirklich loslassen zu können. Marya kehrt in ein Russland zurück, das Krieg, Elend und Überwachung in eine karge Hölle verwandelt haben.

Deathless erschafft eine düstere, farbenprächtige Parallelwelt und greift gekonnt russische Mythologie auf, um diese mit realer Geschichte zu verflechten. Eine Schwäche der Handlung ist jedoch ein Absacken der Spannung im letzten Drittel: Gleich mehrere Szenen hätten als ein gutes Ende funktionieren können und haben zumindest mich dazu gebracht, mich innerlich von dem Buch zu verabschieden. Es fiel mir dann schwer, wieder in

die Geschichte hineinzufinden, als es doch weiterging.

Wenig überraschend: *Deathless* kommt ohne klassisches Happy End aus und wartet bis zuletzt mit unerwarteten Wendungen auf.

Der Roman ist in einer dichten, poetischen Sprache geschrieben, die zum Beispiel Realismus in den Dialogen zugunsten einer märchenhaften oder lyrischen Qualität der Sprache vernachlässigt. Immer wieder gibt es parallele Strukturen in den Formulierungen oder der Handlung, was noch einmal den Eindruck eines Märchens verstärkt. Diese scheinbare Einfachheit (zum Beispiel wimmelt es in den ungewöhnlichen Vergleichen von Alltagsgegenständen) steht im Kontrast zu der psychologisierten Schilderung der Figuren oder der Tragik und komplexen Struktur der Geschichte. Hier und da blitzt schwarzer Humor auf.

Fazit

Deathless ist eine der dunkelsten und außergewöhnlichsten Märchenadaptionen, die ich kenne. Catherynne M. Valente greift Motive der russischen Folklore auf und lässt das Russland des 20. Jahrhunderts halb mit einem bedrohlichen Märchenland verschmelzen. Ambivalente Figuren, eine dichte, poetische Sprache und eine magische Atmosphäre verbinden sich zu einem eindringlichen Leseerlebnis. *Deathless* ist tragisch und beklemmend, und die Figuren machen es einem oft schwer, sich mit ihnen zu identifizieren. Das ändert jedoch nichts daran – oder trägt vielleicht eher noch dazu bei –, dass das Buch eine faszinierende Lektüre ist.



„Der Schatten“ – Andersens Kunstmärchen und seine Deutung

Ein Artikel von Swantje Niemann

Ich vermute, dass Eltern, die auf der Suche nach einer Geschichte zum Vorlesen für ihre Kinder auf Hans Christian Andersens Kunstmärchen „Der Schatten“ stoßen, bereits über die ersten paar Zeilen stolpern, heißt es dort doch, die Menschen in den heißen Ländern, wo die Geschichte beginnt, würden von der Sonne zu N***** gebrannt. Doch wahrscheinlich würde die Frage, ob sie das Wort durch ein Harmloseres ersetzen oder die Gelegenheit nutzen sollten, mit ihren Kindern darüber zu sprechen, dass einst normale Begriffe inakzeptabel geworden sind, weil sie abwerten und verletzen, durch die Frage ersetzt, ob sie

das Märchen überhaupt vorlesen sollten.

Denn „Der Schatten“ ist alles andere als ein klassisches Märchen mit einem Happy End und einem Sieg der Gerechtigkeit. Dass das Innenleben der Figuren nur spärlich beleuchtet wird, sie namenlos bleiben, es am Ende um die Hand einer Prinzessin geht und das Unmögliche geschieht, ohne groß hinterfragt zu werden, ist märchentypisch. Andere Aspekte hingegen weniger, schließlich berichtet der Erzähler mit einem Hauch von bitterer Distanz davon, wie ein idealistischer junger Mann von seinem eigenen Schatten vernichtet wird.

Die Geschichte beginnt mit einem „klugen jungen Mann“, der vorübergehend in einer Stadt in den „heißen Ländern“ wohnt, wo die Schatten stark und dunkel sind und erst abends das Leben auf den Straßen erwacht. Allein das mit wunderschönen Blumen geschmückte Haus, das seinem gegenüberliegt, bleibt stets still, was die Neugier des jungen Mannes weckt. Schließlich erhascht er einen Blick auf dessen schöne Bewohnerin. Scherzhaft fordert er seinen Schatten auf, ihr Haus zu betreten – und zu seiner Überraschung gehorcht dieser und macht keine Anstalten zurückzukehren. Dem jungen Mann

wächst ein neuer Schatten, und er vergisst die ganze Angelegenheit, bis Jahre nach der Rückkehr in seine kalte Heimat ein dünner, schwarzgekleideter Fremder ohne eigenen Schatten bei ihm auftaucht und sich als sein Schatten vorstellt. Die schöne Frau in dem stillen Haus war die Verkörperung der Poesie. Ihr Licht hätte den Schatten vernichtet, sodass er sich nicht tiefer in ihr Haus hineinwagen konnte. Doch ein paar Minuten in ihrem Vorzimmer waren genug, um ihn zum Menschen werden zu lassen.

Der Schatten weiß sich gewandt unter Menschen zu bewegen, ihre Geheimnisse auszuspähen und sie zu manipulieren. Während der junge Gelehrte Bücher über das Wahre, Gute und Schöne schreibt, die niemand lesen möchte, wird der Schatten durch Erpressung reich. Er nimmt seinen ehemaligen Besitzer unter der Bedingung, dass sich dieser als sein Schatten ausgibt, auf eine

Reise in ein Heilbad mit, und tatsächlich glauben alle, dass er nichts weiter als ein Schatten sei. Stück für Stück verschiebt sich die Machtbalance in der Beziehung zwischen Herr und Schatten.

Als eine Prinzessin, die das Wasser des Heilbades erfolgreich davon befreit, allzu klug und klarsichtig zu sein – vielleicht ein ironischer Kommentar Andersens dazu, dass Intelligenz bei Frauen zu seiner Zeit allzu leicht als bedrohlich wahrgenommen wurde –, dem Schatten ihre Hand anbietet, begehrt der junge Mann ein letztes Mal auf und will der Welt die Wahrheit mitteilen, doch längst glaubt ihm niemand mehr. Der Schatten erklärt der Prinzessin, sein „Schatten“ sei verrückt geworden und halte sich für einen Menschen. Es gibt nur eine Lösung: Der vermeintliche Schatten muss beseitigt werden. Also wird der junge Gelehrte hingerichtet, der Schatten heiratet die

Prinzessin, und wenn sie nicht gestorben sind ...

Beim zweiten Lesen fallen viele Vorausdeutungen auf, die tragische Wendungen vorbereiten oder vorwegnehmen. Zum Beispiel werden Schatten auf eine Weise beschrieben, die sie äußerst lebendig wirken lässt, selbst als es scheint, als wären sie nichts als Umrisse auf dem Boden. Die Verschiebung der Kontrolle von Herr zu Schatten findet in kleinen Schritten, aber schließlich mit tragischer Unabwendbarkeit statt.

Während das Haus der Poesie und das Leben auf den Straßen des Südens in leuchtenden Farben geschildert wird, wird die zweite Hälfte der Geschichte in Dialogen und nüchternen Schilderungen erzählt, die im Kontrast zu den dramatischen Ereignissen stehen. Trotz dieser beinahe distanzierten Erzählweise bin ich wahrscheinlich nicht die einzige Leserin, die der Ausgang des „Kunstmärchens“ nicht los-

lässt. Schließlich ist das, was Andersen hier so zurückhaltend schildert, eine der beängstigendsten Erfahrungen, die ein Mensch machen kann: Ein Teil des Protagonisten spaltet sich ab, gewinnt ein Eigenleben und macht sich schließlich daran, seinen einstigen Besitzer zu zerstören.

Wahrscheinlich gibt es auch einige Leser, die die Geschichte eher kalt lässt, aber auf jeden Fall bin ich nicht die Einzige, die nach dem Lesen noch eine ganze Weile darüber nachdenken musste. Ursula K. Le Guin, die die phantastische Literatur nicht nur um einige Klassiker bereichert, sondern sich auch intensiv theoretisch damit auseinandergesetzt hat, hat sich ebenfalls ihre Gedanken zu „Der Schatten“ gemacht und sie besser in Worte gefasst, als ich das je könnte.

Ihr Buch *The Language of the Night* enthält neben anderen lehrreichen Texten auch das Essay „The Child and the Shadow“

– und es waren ein paar Google-Books-Zitate aus ebendiesem Essay, die mich dazu bewegen haben, mir ein kaffeefleckiges, aus einer Bibliothek ausgemustertes Exemplar dieses Buches zu beschaffen, das es leider nur noch gebraucht zu geben scheint. Le Guin erzählt darin, dass sie „Der Schatten“ als Kind gehasst, aber immer wieder gelesen habe, und nennt das Märchen „*an extraordinarily cruel story. A story about insanity, ending in humiliation and death.*“ Aber sie fährt fort: „*Is it a story for children? Yes, it is. It's a story for anybody who's listening.*“ (S. 60) Und dann erklärt sie, wieso „Der Schatten“ ihrer Meinung nach eine so lesenswerte Geschichte ist. Sie stellt ihre Deutung des Kunstmärchens vor, aber das ist nicht alles: In ihrem Essay geht es um Andersens Kunstmärchen, aber auch um Märchen und phantastische Literatur im Allgemeinen, um die menschliche Natur, den Ursprung von Kreativität und wie wir aus phantastischen Ge-

schichten lernen können, reife, kreative, moralisch handelnde Menschen zu werden.

Le Guin betont, dass der Mann und der Schatten keine allegorischen Figuren, keine Archetypen sind und daher offen für verschiedene Deutungen, aber ihre persönliche Interpretation ist folgende: „*The man is all that is civilized – learned, kindly, idealistic, decent. The shadow is all that gets suppressed in the process of becoming a decent, civilized adult.*“ (S. 60)

Diese Interpretation ist ziemlich naheliegend, aber Le Guins nächste These ist ebenso überraschend wie plausibel: Sie sieht den Fehler des jungen Mannes nicht darin, dass er seinem Schatten schließlich die Kontrolle überlässt, sondern darin, dass er sich überhaupt von ihm getrennt und so die Gelegenheit versäumt hat, sich mit dieser Seite seiner selbst auseinanderzusetzen, von ihr zu lernen und zu einem „vollständigen“ Menschen und

Künstler zu werden: *„The man’s mistake is in not following his shadow. (...) It goes on into the House of Poetry, the source of all creativity – leaving him outside, on the surface of reality.”* (S. 61) Die Autorin zitiert den berühmten Psychoanalytiker C. G. Jung: *„Everyone carries a shadow, and the less it is embodied in the individual’s conscious life, the blacker and denser it is”* (S. 64) – in Le Guins Deutung ist es die Weigerung des jungen Mannes, den Schatten als Teil seiner selbst zu akzeptieren, die diesem seine zerstörerische Macht verleiht.

Le Guin erklärt, dass Andersens Märchen auch etwas Wichtiges über Kunst zu sagen hat: *„It says that if you want to enter the House of Poetry, you have to enter it in the flesh, the solid, imperfect, unwieldy body, which has corns and colds and greeds and passions, the body that casts a shadow. It says that if the artist tries to ignore evil, he will never enter into the House of Light”*. (S. 62) Sie stellt Andersen selbst

als Beispiel für einen Menschen da, der seinen Schatten erfolgreich integriert hat und dadurch zu einem besseren Künstler geworden ist: *„There is a sadistic, depressive streak in Andersen also, which is his own shadow; it’s there, it’s part of him, but not all of him,*

nor is he ruled by it. His strength, his subtlety, his creative genius, come precisely from his acceptance of and cooperation with the dark side of his own soul.” (S. 61)

Für Le Guin steht der Schatten (hier verweist sie auf den



Jung'schen Archetyp) *„on the threshold between the conscious and the unconscious mind, and we meet it in our dreams, as sister, brother, friend, beast, monster, enemy, guide.“* (S. 64) Später führt sie diesen letzteren Aspekt aus: *„The guide of the journey to self-knowledge, to adulthood, to the light.“* (S. 65)

Für mich ergibt Le Guins Deutung intuitiv Sinn. Andersens Geschichte fügt sich auch gut in eine Tradition ein, die in der Epoche der Romantik begründet wurde und auf die Andersen sogar verweist: In „Der Schatten“ spielt er an einer Stelle auf Adalbert von Chamisso's Roman Peter Schlemihls wundersame Geschichte an. Die Romantik war eine Zeit, in der zahlreiche Kunstmärchen geschrieben wurden. Ihr verdanken wir Geschichten, die wir heute als Urban Fantasy bezeichnen würden, und Erzählungen über verlorene Schatten und Spiegelbilder. Gleichzeitig erforschten Autoren mit ihren Büchern die menschl-

che Seele und blendeten dabei auch die beängstigenderen, irrationalen Aspekte nicht aus, thematisierten in ihren Büchern den Wahnsinn und gestörte Wahrnehmung. Ist es ein Zufall, dass die Hinwendung zur Bildsprache des Phantastischen und Märchenhaften und die Beschäftigung mit allen Facetten der menschlichen Psyche einschließlich des Unbewussten und Bedrohlichen zusammenfielen und Autoren wie E. T. A. Hoffmann dafür berühmt wurden, dass in ihrem Werk beides eine große Rolle spielt? Ich glaube nicht.

Wahrscheinlich würde auch Ursula K. Le Guin mir zustimmen, denn in „The Child and the Shadow“ geht es um das Potenzial phantastischer Geschichten – vor allem von Märchen –, uns wichtige Wahrheiten über unser eigenes Inneres zu vermitteln: *„The great fantasies, myths, and tales are indeed like dreams: they speak from the unconscious to the unconscious, in the language of the unconscious – symbol and archetype. Though they*

use words, they work the way music does: they short-circuit verbal reasoning, and go straight to the thoughts that lie too deep to utter. (...) They are profoundly meaningful, and usable – practical – in terms of ethics; of insight; of growth.“ (S. 62)

Laut Le Guin können Menschen – gerade Kinder – aus phantastischen Geschichten Wahrheiten lernen, die für ihre Entwicklung wichtig sind, und durch die Lektüre auch die Realität des Bösen in der Welt, aber auch in ihnen selbst konfrontieren lernen. Sie nennt Fantasy *„the natural, the appropriate, language for the recounting of the spiritual journey and the struggle of good and evil in the soul.“* (S. 68)

Was Le Guin in ihrem Essay schreibt, deckt sich mit meiner eigenen Wahrnehmung. Es gibt Bücher und Geschichten, zu denen ich immer wieder zurückkehre und die mir manchmal unerwartet wieder einfallen, weil

ich mich auf schwer fassbare Weise darin gespiegelt finde. Ich finde es auch bemerkenswert, dass bestimmte Geschichten die Menschheit über Jahrhunderte begleitet und scheinbar nicht an Kraft verloren haben. So folgen zum Beispiel Geschichten wie die ursprüngliche *Star-Wars*-Trilogie, *Harry Potter* oder auch *Die Chroniken der Schattenwelt* von Gesa Schwartz der Struktur der „Heldenreise“, jenem Muster, das laut Joseph Campbell zahlreichen Mythen zugrunde liegt.

Wir kennen die Stationen der Heldenreise mittlerweile alle nur zu gut, begleiten die Figuren aber dennoch oder vielleicht gerade deswegen gerne. Genauso sind bestimmte Märchen immer wieder erzählt und adaptiert worden, weil Menschen in ihnen offenbar immer wieder Aspekte

gefunden haben, die sie berührt haben und die sie weiter erkunden wollten. Spiegeln diese Geschichten auf ihre Weise verbreitete menschliche Erfahrungen wieder und helfen uns, mit ihnen umgehen zu lernen?

Ich halte es durchaus für möglich, dass insbesondere phantastische Literatur wichtige Konflikte des menschlichen Inneren in kraftvolle Bilder verpackt. Ihre Stärke dabei ist, dass sie für viele Interpretationen offen ist, je nach Leser bloß eine spannende Geschichte oder aber Spiegel einer wichtigen Wahrheit sein kann. So erlauben die Geschichten es ihren Lesern, sich zu ihren eigenen Bedingungen auf eine solche Auseinandersetzung einzulassen, wenn sie diese denn brauchen – und womöglich einen Konflikt, der im realen Leben

zwar beängstigend und schmerzhaft, zugleich aber auch ebenso langweilig wie -wierig ist, in phantastisch- verfremdeter Form als spannend und dramatisch zu erleben.

Hoffen wir also, dass sich Autoren auch in Zukunft um ein gutes Verhältnis zu ihren Schatten bemühen, damit es uns nie an Geschichten mangelt, die uns vielleicht etwas Wichtiges über uns selbst zu sagen haben, vielleicht aber auch einfach nur gute Unterhaltung bieten.

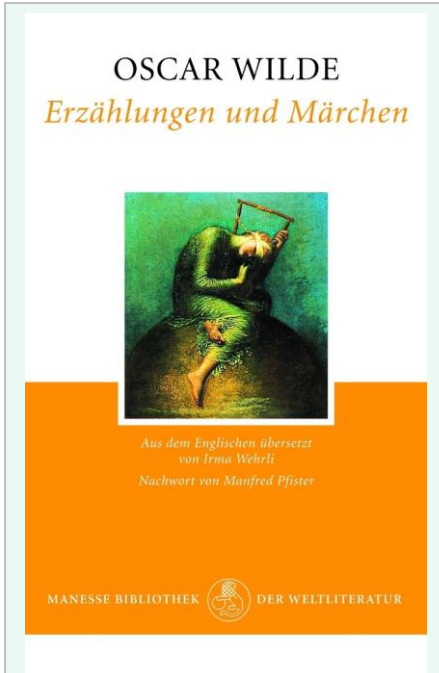
Zitate aus:

Ursula K. le Guin: The Language of the Night - Essays on Fantasy and Science Fiction

Putnam Adult (1979)

ISBN: 978-0399123252

(The Child and the Shadow: S. 59-72)



Autor: Oscar Wilde
Verlag: Manesse (1997)
Übersetzung: Irma Wehrli
Nachwort: Manfred Pfister
Genre: Märchen / Erzählungen

Gebundenes Buch
Leinen mit Schutzumschlag
336 Seiten, 17,90 EUR
ISBN: 978-3717519089

Oscar Wilde – Erzählungen und Märchen

Eine Rezension von Almut Oetjen

Der bei Manesse erschienene Band *Erzählungen und Märchen* enthält sämtliche neun Märchen von Oscar Wilde sowie vier Erzählungen („Lord Arthur Saviles Tat“, „Die Sphinx ohne Geheimnis“, „Das Gespenst von Canterville“, „Der vorbildliche Millionär“). Das Nachwort stammt von Manfred Pfister. Die Übersetzung aus dem Englischen besorgte Irma Wehrli.

Wildes Kunstmärchen gehören neben „Das Gespenst von Canterville“, *Das Bildnis des Dorian Gray*, *Ernst sein ist alles* und „Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading“ zu seinen international am meisten gelesenen Werken. Sie

gehören auch mit zu den schönsten und ergreifendsten Märchen, elegant und geistreich erzählt, voller Paradoxien, mit Humor, Pathos und reizenden kleinen Figuren, wie der Schwalbe, die trotz des nahenden Winters dem Prinzen Gesellschaft leistet, dem egoistischen Riesen, der keine spielenden Kinder in seinem Garten haben will, der bemerkenswerten Rakete, die sich selbst feiert, dem hässlichen Zwerg, der sich unglücklich in die schöne Prinzessin verliebt. Sie erzählen vom Schönen und von dessen Verhältnis zum Guten und Wahren, von Liebe, Glück, Selbsterkenntnis, Verlust, Aufopferung, Tod.

Biographisches

Oscar Wilde, 1854 in Dublin als Sohn eines renommierten Arztes und einer Dichterin geboren, besuchte das Trinity College in Dublin und das Magdalen College in Oxford, wo er Ende der 1870er den Kult des Ästhetizismus, die Gestaltung seines Lebens zum Kunstwerk, begann. 1881 zog er als selbsternannter Professor für Ästhetik nach London. Sein erstes Buch, ein erfolgloser Gedichtband, erschien 1881. Es folgten zwei ebenfalls erfolglose Tragödien, eine ausgedehnte Lesereise durch die Vereinigten Staaten, journalistische Arbeiten für verschiedene Zeitschriften. 1887 wurde er Herausgeber der Frauenzeitschrift *The Woman's World*.

In seinen ersten sieben Jahren in London wirkte Wilde mehr durch seine genialischen öffentlichen Selbstinszenierungen als Dandy und Ästhet und weniger durch seine literarische Produktion. Er war bekannt, Gegen-

stand von Bewunderung und Satire gleichermaßen. Sein ausdrückliches Ziel im Leben war es, erfolgreich zu werden, berühmt oder gar berüchtigt. Er wurde beides.

1884 heiratete er Constance Holland. Die Geburt seiner Söhne Cyril (1885) und Vyvyan (1886) schien ihn als Autor zu inspirieren. Er begann sich literarisch mit seiner irischen Kindheit auseinanderzusetzen. Die keltischen Sagen und Geschichten über Geister, das Übernatürliche, Folklore und Aberglaube lösten einen Kreativitätsschub aus und flossen in „Das Gespenst von Canterville“, „Lord Arthur Saviles Tat“ und seine ersten Kunstmärchen ein.

Das Paranormale faszinierte Wilde. Er glaubte an Gott und die Seele, Geister und Prophezeiungen. Wie Lord Arthur Savile ließ er sich die Hand lesen, mehrmals sogar. Einem Freund berichtete er, der Geist seiner Mutter sei ihm in ihrer Todesnacht erschienen. Und er wäre

gerne Kardinal der katholischen Kirche geworden, wäre er nicht er selbst gewesen.

Die Freundschaft mit Lord Alfred Douglas, genannt Bosie, wurde ihm 1895 zum Verhängnis. Wegen praktizierter Homosexualität („gross indecency“) wurde er zu zwei Jahren Zuchthaus mit Zwangsarbeit verurteilt. Das einzig Nennenswerte, was er noch schrieb, war „Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading“, ein ergreifendes Werk über seine Gefängnisqualen. Nach seiner Entlassung 1897 verließ er England. Er starb 1900 in Paris.

Der Glückliche Prinz und andere Erzählungen

Sein 1888 erschienener erster Märchen- und Erzählband, *Der Glückliche Prinz und andere Erzählungen*, enthält fünf Märchen. Der Band traf den Nerv der Zeit. Märchen waren bei den Viktorianern als didaktisches Mittel und zur Feier kindlicher Unschuld

sehr beliebt. Da England keine eigene Tradition in der Gattung hatte, importierte man kontinentaleuropäische Märchen. Beliebt waren Hauff, Hoffmann, Chamisso, Fouqué, die Gebrüder Grimm, besonders Hans Christian Andersen.

Der Glückliche Prinz und andere Erzählungen markierte einen Wendepunkt in Wildes literarischer Karriere und etablierte ihn als Autor. Sein Aufstieg in der literarischen Szene war kometenhaft.

Die Märchen sind weder für Kinder geschrieben, noch sind sie sentimentalistische Randwerke, hingekritzelt in einem Anfall von Vaterglück. Geschrieben hatte Wilde sie „für kindliche Menschen von achtzehn bis achtzig“. Weil sie jedoch arglos wirken, können sie auch von Kindern gelesen werden. Sie sind künstlerisch beeinflusst von der ästhetizistischen Bewegung. Walter Pater, sein Mentor aus Oxford und Vordenker der *L'art pour l'art*-Bewegung in England,

lobte das Märchen vom egoistischen Riesen als „vollkommen in seiner Art“.

Der Glückliche Prinz

Eine mit Gold und Edelsteinen verzierte Statue steht über der Stadt und muss angesichts des Leids und Elends weinen. Eine Schwalbe, unterwegs nach Ägypten in ihr Winterquartier, landet zu ihren Füßen. Sie hat sich verspätet, weil sie in eine leider konversationsschwache Schilfschönheit verliebt war. Der Prinz bittet die Schwalbe zu bleiben und seine Edelsteine und das Gold an die Ärmsten zu verteilen. Die Schwalbe erfüllt die Bitte, bis alles verteilt ist. Der Winter kommt, die Schwalbe fühlt ihren Tod nahen und küsst den Prinzen zum Abschied. Das Herz des Prinzen bricht, er stirbt mit der Schwalbe.

Die Statue ist nun „nicht mehr schön und daher auch nicht mehr nützlich“. Der Bürgermeister lässt sie einschmelzen und

das Bleiherz auf den Müll werfen, neben die tote Schwalbe. Ein Engel bringt Gott die beiden kostbarsten Dinge in der Stadt, das Herz aus Blei und den toten Vogel.

Die Selbstaufopferung der beiden kleinen Helden endet mit dem Tod, die Welt schmeißt sie auf den Müll und reagiert mit Unverständnis, aber sie werden mit dem Eingang ins Paradies belohnt.

Die Nachtigall und die Rose

Ein Student möchte seiner Liebe eine rote Rose schenken. Er findet keine und fürchtet, dass sein Herz vor Kummer bricht. Die mitleidige Nachtigall will dem Liebenden helfen, weil er wahrhaft liebt. Dafür opfert sie ihr Leben. Sie blutet singend ihr Herzblut in den Dorn einer erfrorenen Rose, die zur schönsten roten Rose der Welt erblüht. Der Student bringt sie seiner Liebsten, doch die weist ihn und seine Rose grob zurück. Die Blume

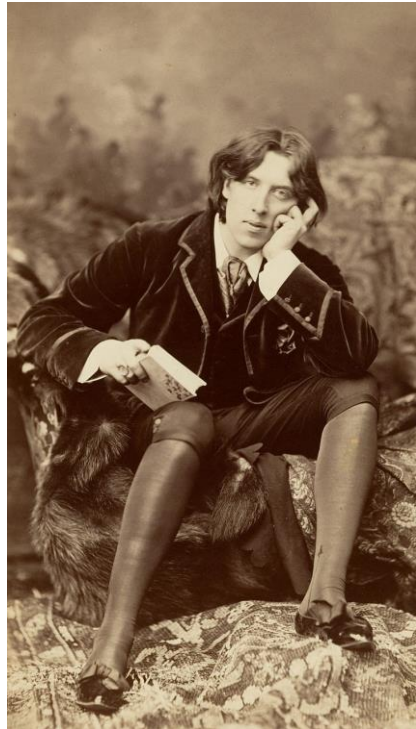
landet in der Gosse und wird von einem Karrenrad überrollt. Der Student erklärt die Liebe zu einer völlig unnützen Torheit und wendet sich seinen Büchern zu.

Das große Opfer der kleinen Nachtigall ist nutzlos in einer Welt, in der Nützlichkeit einen höheren Stellenwert hat als die Liebe. Doch bringt sie nicht nur das größte denkbare Liebesopfer, sondern erschafft mit ihrer Kunst des Gesangs die herrlichste Rose und verändert sogar den Gang des Mondes.

Der egoistische Riese

Ein Riese hat eine hohe Mauer um seinen Garten gebaut, um den Kindern und damit dem Leben den Zutritt zu verwehren. In seinem Garten bleibt es ewiger Winter. Durch ein Wunder kommen die Kinder durch ein Loch in der Mauer zurück und damit auch die Jahreszeiten und das Leben. Der Riese bereut seinen Egoismus und schenkt den

Garten den Kindern. Er liebt sie alle, aber am meisten den geheimnisvollen kleinen Jungen, der die Kinder angeführt hat. Die Kinder besuchen den Garten jeden Tag, nur sein kleiner Freund kommt nicht mehr. Als der Riese stirbt, kommt dieses Kind zurück und bedeckt ihn mit weißen Blüten. Das Kind trägt



Oscar Wilde, Aufnahme von Napoleon Sarony, 1892 (public domain)

Nagelmale an Händen und Füßen. Es seien Male der Liebe, sagt es. Wie „Der Glückliche Prinz“ hat auch dieses Märchen ein tiefreligiöses Ende.

Der ergebene Freund

Ein Grünfink erzählt einem alten Wasserrat eine Geschichte. Der reiche Müller Hugh und der einfache kleine Gärtner Hans sind Freunde. Der Müller redet gerne über Freundschaft und stellt ständig Forderungen an Hans, will Blumen, Obst, Dienste. Er verspricht ihm einen kaputten Schubkarren. Hans gibt alles, der Müller nichts. Als Hans, hungrig und erschöpft, einen Botengang für den Müller macht, ertrinkt er. Der Müller sieht sich als Hauptleidtragender und beklagt sich: „Es wird mir eine Lehre sein, nichts mehr wegzugeben. Großmut wird bloß bestraft.“ Das parabelartige Märchen stellt einen hohen viktorianischen Wert, die treue Freundschaft, ironisch auf den Kopf.

Die respektable Rakete

Auf einer königlichen Hochzeit soll als krönender Abschluss ein Mitternachtsfeuerwerk gezündet werden. Die Feuerwerkskörper philosophieren über die Liebe. Die große, weltmännische römische Kerze glaubt an die Romantik, das tiefsinnige Feuerrad erklärt die Romantik für tot, die vornehme Rakete liebt sich selbst. Sie sieht sich als Künstlerin und hält es für einen Glücksfall, dass der Prinz ausgerechnet an dem Tag heiratet, an dem sie zum Himmel aufsteigt. Sie feiert ihre gefühlvolle Natur und Phantasie, bringt sich selbst zum Weinen und wird nass. Deshalb zündet sie nicht, als das Feuerwerk beginnt. Sie wird weggeworfen, landet im Dreck, wird als Feuerholz benutzt und verpufft ungehört in hehrer Selbstfeier, bis zum Ende überzeugt, einen Rieseneindruck zu machen. „Die respektable Rakete“ handelt von der Weigerung zur Selbsterkenntnis, dem Selbstbe-

trug und deren tragikomischen Folgen.

Das Granatapfelhaus

1891 erschienen vier weitere Märchen in dem Band *A House of Pomegranates*. Ein Märchen vom Granatapfelhaus gibt es darin zwar nicht, aber der Granatapfel als Symbol der Präraffaeliten zieht sich als Motiv durch die Texte.

Einem Rezensenten antwortete Wilde nach der Publikation von *Das Granatapfelhaus*: „Beim Bau dieses Hauses der Granatäpfel hatte ich ebenso wenig im Sinn, dem britischen Kind wie dem britischen Publikum gefällig zu sein ... Der einzige Standard der Schönheit, den ein Künstler anerkennen kann, ist der, der seinem eigenen Temperament entspricht.“

Der Einfluss des Ästhetizismus wirkt noch stärker als in der ersten Märchensammlung. Es gibt längere Passagen mit dekorativen Beschreibungen und aus-

führliche Berichte über exotische Länder. Themen wie Individualismus und die unmögliche Liebe zwischen zwei Geschöpfen werden düster abgehandelt. Manches wirkt für heutige Verhältnisse überdekoriert und bemüht, aber die geistreichen Paradoxa, ironischen Wendungen und bisigen Dialoge sind von zeitloser Inspiration und Unterhaltsamkeit.

Der junge König

Ein junger Ziegenhirte, gerade sechzehn Jahre alt, soll zum neuen König gekrönt werden. Er entstammt einer nicht standesgemäßen Verbindung der einzigen Tochter des alten Königs. Der Vater ist unbekannt, die Mutter starb kurz nach seiner Geburt. Das Kind wuchs bei einfachen Ziegenhirten auf. Der alte König erkennt es erst auf dem Totenbett an.

Der Junge wird an den Hof geholt. Er liebt alles Schöne. In der Nacht vor der Krönungszeremo-

nie hat er drei Träume vom Leid und Elend in seinem Land. Als er fragt, wer dafür verantwortlich ist, hält ihm ein Pilger einen Spiegel vor. Am Krönungstag weigert er sich, die edle Robe und die Pretiosen zu tragen, weil an ihnen Blut, Not und Tod kleben. Die Höflinge halten ihn für irre. Der Kämmerer versucht es mit Argumenten. Der Bischof weigert sich, ihn in seinem Ziegenhirtenkleid zu krönen. Die Edelleute stürmen in die Kirchen, um ihn zu erschlagen, während er betet. In dem Augenblick trifft ihn durch ein Fenster der Strahl Gottes. Alle huldigen ihm, als dem von Gott gekrönten Engel. Der kleine König liebt alles Schöne, weil es schön ist, aber er opfert auch alles aus Mitleid. Auch dieses Happyend ist relativ, denn der junge König ist der Wirklichkeit entrückt.

Der Geburtstag der Infantin

Ein hässlicher Zwerg verliebt sich auf der Geburtstagsfeier in

die hochmütige Infantin. Um sie zu sehen, schleicht er sich in den Palast. Dabei entdeckt er einen Spiegel. Zum ersten Mal offenbart sich ihm seine ganze groteske Erscheinung. Er erkennt, dass er für die Infantin nur ein hässlicher Clown war. Während er sich vor Qual am Boden krümmt und stirbt, lacht die Infantin über ihn und fragt, warum er nicht mehr tanzt. Als sie erfährt, dass sein Herz gebrochen ist, meint sie verächtlich: „Dann soll keiner mehr ein Herz haben, der mit mir spielen kommt.“

Die bildschöne Infantin erweist sich bereits im Vorfeld bei einem gespielten Stierkampf als dumm und gemein, sie verbindet äußere Schönheit mit Grausamkeit. Der Zwerg, das Monster, Sohn eines armen Köhlers, ist hässlich, aber liebesfähig und gütig und wird dafür bestraft. In seiner alten Welt, der des Waldes und der Tiere, liebte man ihn, seine Hässlichkeit störte nicht. „Unscheinbar war doch selbst die Nachtigall.“ Selbsterkenntnis wird ver-

bunden mit der Qual und Unmöglichkeit einer monströsen Liebe in dieser Umkehrung vom Rumpelstilzchen.

Der Fischer und seine Seele

Ein junger Fischer verliebt sich in eine wunderschöne kleine Meerjungfrau. Um die Liebe vollziehen zu können, schneidet er mit dem magischen Messer einer Hexe seine Seele ab. Die Seele wandert herzlos durch die Welt. Einmal im Jahr kehrt sie zurück, weil sie sich mit dem Fischer wiedervereinigen und ihr Herz zurückhaben will. Sie verspricht dem Fischer Weisheit und Reichtum, doch die Liebe ist ihm wichtiger. Erst als sie ihm die Füße einer Menschentochter verspricht, verlässt er die Meerjungfrau und lässt sich von seiner Seele zu Bösem verleiten. Er bereut, kehrt zum Meer zurück, aber seine Liebste ist weg. Als er seine Seele endlich in sein Herz lassen will, stirbt die Meerjungfrau. Aus Liebe stirbt er mit ihr.

Im Tod wird er mit seiner Seele wiedervereint. Der Priester verflucht die beiden Liebenden, aber der Gott, „der Liebe heißt“, nicht. Um eine monströse Liebe geht es in dem längsten der Märchen, einer Inversion von Hans Christian Andersens „Die kleine Meerjungfrau“ und Adelbert von Chamisso's „Peter Schlehmihs wundersame Geschichte“. Wie Dorian Gray gibt auch der Fischer seine Seele weg, der eine ein Narziss, aus Liebe zu sich selbst, der andere aus Liebe zu einem Halbwesen.

Das Märchen, dunkel und verstörend, endet im Tod, aber nicht in einer Tragödie, zumindest nicht in Wildes Welt, wo Liebe den größten Wert hat. Das Konzept der Schönheit wird assoziiert mit Versuchung, Gefahr, Tod.

Das Sternenkind

Zwei arme Holzfäller finden im Wald ein aus den Sternen gefallenes Baby. Einer von ihnen

nimmt es mit nach Hause. Das Sternenkind wächst zu einer eitelten Schönheit heran, verspottet alles Schwache und Hässliche. Als es zehn Jahre alt ist, kommt eine Bettlerin ins Dorf. Sie ist die Mutter des Sternenkinds. Das Kind verleugnet, beschimpft und vertreibt die Mutter. Als es in den Brunnen schaut, sieht es sein Spiegelbild. Es hat ein Kröten- gesicht und einen schuppigen Schlangenkörper. Es bereut und sucht seine Mutter. In einer Stadt wird es von einem Zauberer ver- sklavt. Als es in drei Prüfungen

sein Mitleid gegenüber einem Aussätzigen bewiesen hat, ge- winnt es seine Schönheit zurück. Es entdeckt die Bettlerin und bittet um Verzeihung. Die Bettle- rin und der Aussätzige sind ein Königspaar und die Eltern des Sternenkinds. Das Sternenkind, das Gemeinheit und Eitelkeit durch Mitgefühl überwunden hat, wird ein gütiger Herrscher. Doch weil es so viel hatte ertra- gen müssen, dauert seine Herr- schaft nur drei Jahre. Danach kommt ein böser König, wie es lakonisch im letzten Satz heißt.



„Das Sternenkind“, neben „Der ergebene Freund“ und „Der junge König“ eines der weniger bekannten Märchen, thematisiert die Selbsterkenntnis. Es wäre ein konventionelles Märchen, wäre nicht das bittere Ende.

Die Moral von der Geschicht ...

Wilde benutzt die Muster der Volks- und Kunstmärchen, wie die Umkehrung (vom Bettler zum König, aus dem Palast in den Kerker) oder Transformation (der schöne Prinz verwandelt sich in ein Kind mit Froschgesicht), und spielt mit ihnen, wendet sie, kehrt mit subtiler Ironie Bedeutungen, Bewertungen und Moralbegriffe um. Bei

ihm ist das Schöne oft böse, das Hässliche und Monströse gut, und wenn seine Figuren glücklich bis an ihr Lebensende leben, was zumeist nicht der Fall ist, dann liegt dieses Lebensende nie weit entfernt. Dies macht sie zu den düstersten, traurigsten und verstörendsten Märchen überhaupt, auch zu den vielschichtigsten und mehrdeutigsten. Statt Antworten zu geben, werfen sie Fragen auf.

Die Viktorianer fanden Wildes Märchen zu unmoralisch, spätere Leser fanden sie zu moralisch. Es ist der Betrachter, nicht das Leben, das die Kunst wirklich spiegelt, so Wilde in seinem Vorwort zu *Das Bildnis des Dorian Gray*.

Auch wenn in „Der ergebene Freund“ die Wasserratte gegenüber dem Fink etwas anderes behauptet (und damit Wildes Meinung ist): Die Geschichten haben durchaus eine Moral. Die Moral kommt verborgen in einer Geschichtenwelt, in der Liebe den höchsten Wert hat und die stärkste Macht ist, stärker als die Macht des Bösen oder des Guten, stärker als die Philosophie und die größten Reichtümer der Welt. Es ist eine christlich beeinflusste Moral, die nicht konform geht mit der herrschenden Moral und Ethik, der Heuchelei, Doppelmoral und dem Utilitarismus des Viktorianismus, der Wilde zufolge den Preis von allem und den Wert von nichts kannte.



Originaltitel: Sakasama no Patema

Regie: Yasuhiro Yoshiura

Genre: Science-Fiction-Märchen

Format: 16:9 – 1920 x 1080

Sprache: Deutsch, Japanisch (DTS HD MA Audio 2.0)

Untertitel: Deutsch

Extras: Booklet, 1 Mini-Clip

Daten: KAZÉ (März 2016), circa 100 Minuten, 26 min Bonusmaterial, UVP 26,95 EUR, FSK 12, EAN: 7630017505514

Patema Inverted

Eine Rezension von Judith Madera

Patema ist die Prinzessin eines Volkes, das tief unter der Erde in einer Höhlenstadt lebt. Entgegen allen Verboten erkundet die neugierige junge Frau immer wieder das weitläufige Tunnel-system und wagt sich sogar in die Gefahrenzone.

Als sie dabei von einem so genannten Fledermausmenschen angegriffen wird, stürzt Patema in die Tiefe – doch sie zerschellt nicht etwa irgendwo am Boden des Abgrunds, sondern kann sich gerade noch an einem Zaun festhalten. Unter ihr liegt die Weite des Himmels, in den sie hineinzustürzen droht. Und vor ihr steht der junge Mann Age, der aus Patemas Sicht auf dem Kopf steht, so wie seine gesamte Welt. Age rettet Patema und ent-

deckt mit ihr ein unglaubliches Geheimnis ...

Patema Inverted ist ein modernes Science-Fiction-Märchen, in dessen Welt ein misslungenes Experiment dazu geführt hat, dass sich die Schwerkraft für einen Teil der Menschheit anders verhält. Sehr viele Menschen sind damals in den Himmel gestürzt (ebenso wie Gebäude, Gegenstände usw.). Den Bewohnern der Stadt Aiga wird erzählt, diese Menschen seien alle Sünder gewesen. Es ist verboten, hinauf in den Himmel zu schauen, und die Existenz der so genannten Inverts wird von der Regierung geheim gehalten.

Die Menschheit wurde sprichwörtlich auseinandergerissen,

und die Herrschenden von Aiga sehen die Inverts als eine Perversion der Natur, die ihre Macht gefährdet.

Anders als die Mehrheit seiner Mitschüler, die stumm den Befehlen der Regierung folgen und den wie eine Gehirnwäsche anmutenden Unterricht über sich ergehen lassen, ist Age ein nachdenklicher und verträumter junger Mann, der am Sinn des Systems zweifelt. Er ist sofort fasziniert von Patema und erkennt schnell, dass sie zwar für ihn auf dem Kopf steht, er aber aus ihrer

Sicht ebenfalls verkehrt herum ist. Er will ihr helfen, zurück in ihre Welt zu gelangen, doch als die beiden von der Polizei angegriffen werden, kann Age nur tatenlos zusehen, wie Patema entführt wird.

Der Anime basiert auf einer ähnlichen Idee wie der SF-Film *Upside Down*, setzt jedoch die Thematik der umgekehrten Schwerkraft sehr viel besser um. Es gibt keine Möglichkeit, sich der Schwerkraft der jeweils anderen Welt anzupassen. Age und Patema stehen oder hängen immer

in verschiedene Richtungen. Doch wenn sie sich aneinander festhalten, können sie fliegen, da ihre Schwerkraft entgegengesetzt wirkt. Dieses Festhalten hat eine immense Symbolkraft, denn die jungen Menschen zeigen eindrucksvoll, was alles möglich ist, wenn man zusammenarbeitet und einander vertraut. Das Debüt von Regisseur Yasuhiro Yoshiura ist mitnichten perfekt, doch die Poesie dieser Geschichte ist zutiefst berührend, und so braucht sich *Patema Inverted* hinter Animegrößen wie *Prinzessin Mononoke* nicht zu verstecken.

Die Geschichte um Patema und Age begeistert vor allem mit seiner schlichten, märchenhaften Erzählweise und konzentriert sich stark auf die Beziehung der beiden Protagonisten, die den Regeln ihrer Welten trotzen. Die beiden verbindet mehr, als sie bei ihrem ersten Treffen ahnen. Daneben gibt es nur eine Handvoll Nebencharaktere, die aktiv ins Geschehen eingreifen, allen



voran der fiese Antagonist Izamura, der die Inverts als schwere Sünder betrachtet und ein krankhaftes Interesse an Patema hat. Alle anderen bleiben vergleichsweise blass und dienen nur als Statisten. Zudem werden nicht alle Fragen beantwortet, was den Rahmen des Films gesprengt hätte. Dennoch stellt das Ende zufrieden und überzeugt mit seiner hoffnungsvollen Botschaft.

Animationen und Soundtrack

Die unterirdische Welt, in der Patema aufgewachsen ist, ist naturgemäß düster, aber voller Leben. In Patemas Zimmer sieht man beispielsweise viele süße Kuscheltiere und Bücher in den Regalen und Zeichnungen an der Wand, während auf den Straßen Kinder herumrennen und spielen. Das Tunnelsystem steckt voller Details und versprüht den Charme des Zerfalls. Überall verlaufen rostige Rohre, und je weiter sich Patema von den be-

wohnten Teilen entfernt, desto mehr Trümmer versperren ihr den Weg. Aiga hingegen ist eine sehr grüne Welt mit weiten Landschaften, doch die Stadt besteht hauptsächlich aus grauen Betonklötzen. Alles wirkt steril und trotz strahlend blauem Himmel trist und leblos. Dennoch wartet auch Aiga mit einem enormen Detailreichtum auf, der *Patema Inverted* zu einem wahren Augenschmaus macht.

Man kann kaum glauben, dass es sich um das Debüt von Yasuhiro Yoshiura handelt, so wunder-

schön ist *Patema Inverted* inszeniert. Auch die Charaktere sind wunderbar animiert, allen voran Patema mit ihrem hellgrünen Haar und ihrer verspielten Kleidung. Age dagegen sieht man seinen nachdenklichen und ruhigen Charakter sofort an. Die Persönlichkeiten der Figuren spiegeln sich jeweils in ihrem Äußeren, auch bei den Nebencharakteren. Dazu gibt es einen traumhaften, sehr melodischen Soundtrack, der jede Szene perfekt unterstreicht. Besonders das melancholische Ending Theme begeistert und lässt die Stimmung des



Films noch einmal aufleben – inklusive echten Gänsehautfeelings.

Die Bild- und Klangqualität der Blu-ray sind hervorragend, und als Bonus finden sich zwei Interviews und ein Video von der Premierenfeier auf der Disk. Leider gibt es kein Booklet, dabei hätte man sich bei *Patema Inverted* zumindest Skizzenmaterial und Hintergrundinformationen

gewünscht (und von einem Artbook geträumt). Zudem stört das blaue Blu-ray-Banner – das hätte man auch anders lösen können (auf Folie oder als abnehmbarer Pappteil).

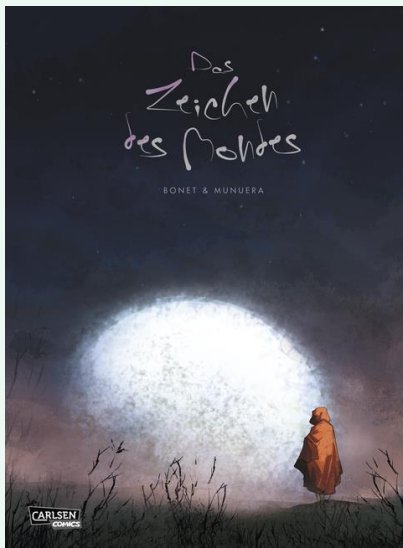
Fazit

Yasuhiro Yoshiura wird zu Recht als neuer Stern am Animehimmel bezeichnet, denn auch wenn *Patema Inverted* so manche Frage

unbeantwortet lässt, kann man sich der Poesie dieses Werkes kaum entziehen. Die Geschichte um Patema und Age ist ein modernes Science-Fiction-Märchen, das die Zuschauer mit seiner Schlichtheit und immensen Symbolkraft verzaubert. Dazu gibt es wunderschöne Bilder, an denen man sich kaum sattsehen kann, und einen berührenden Soundtrack inklusive Gänsehautfeelings.



Szenenbilder: Copyright by Yasuhiro Yoshiura / Sakasama Film Committee 2013 / 2016 VIZ Media Switzerland SA



Autor: Enrique Bonet
Illustrator: José Munuera
Verlag: Carlsen (2012)
Genre: Phantastik / Märchen /
Drama

Gebundene Ausgabe
136 Seiten, 29,95 EUR
ISBN: 978-3551734235

Das Zeichen des Mondes

Eine Rezension von Markus Drevermann

Am Rande eines unheimlichen Waldes im spanischen Aldea lebt das Mädchen Artemis mit ihrem kleinen Bruder. Eines Nachts möchte sie sich mit ihm zusammen den Mond ansehen. Dazu wollen sie eigentlich auf ein Baumhaus, doch dieses ist schon von dem Stadtrüpel Rufo und seinen Freunden besetzt. Wären da nicht Reisig und seine besonderen Fähigkeiten, die Situation könnte schlimm enden.

Aber so ziehen Artemis und ihr Bruder auf seinen Rat hin tiefer in den Wald. Dort, am Turm des Verrückten, wollen sie den Mond betrachten. Doch die Alten sagen, der Ort und speziell der Brunnen davor seien verflucht. Seltsame Geschichten ranken sich um den Brunnen, und Ar-

temis Bruder meint sogar ein Monster zu sehen. Ob das Einbildung ist, erfährt man nicht genau. Artemis verfolgen in den nächsten Tagen Träume, in denen sie ihren Bruder nicht retten kann, und als dann das Unfassbare eintritt, zieht sie sich vollkommen von der Welt zurück.

Jahre später sind Artemis, Rufo und Reisig erwachsen, und die Konflikte, die in der Kindheit begannen, verstärken sich. Die Nacht, in der Artemis Bruder starb, ist aufgrund der Umstände an keinem spurlos vorbeigegangen, und so steht am Ende ein Liebespaar gegen den Wolf aus den Märchen.

Wie schon dem Klappentext zu entnehmen, ist *Das Zeichen des*

Mondes eine fantastische Erzählung und nicht Fantasy, ganz im Geiste der alten Märchen der Brüder Grimm und der Romane und Geschichten eines Michael Ende. Und ebenso kann man die Geschichte um Artemis, Reisig und Rufo recht oberflächlich betrachten, wobei dann eine Erzählung herauskommt, die man so oder in ähnlicher Form schon oft gehört hat.

Eine Geschichte von unerfüllter Liebe, von Zorn und Trauer. Das würde aber *Das Zeichen des Mondes* in keinsten Weise gerecht. Denn Autor Enrique Bonet baut viele Verweise auf alte Märchen und Mythen in seine Geschichte ein, die sie enorm bereichern. Allein schon mit der Entdeckungssuche, auf welche Märchen er anspielt, kann man viel Zeit verbringen.

Dazu kommen sehr gut ausgearbeitete und vor allem interessante Charaktere. Während die Hauptpersonen mit Ausnahme von Reisig, der es vermag, mit

Tieren zu sprechen, etwas blasser ausfallen, sind Figuren wie Nase und Wundersam die heimlichen Stars. Nase dient mehr als nur einmal als Katalysator für die Entwicklung der Handlung und erinnert an einer Stelle sicher nicht zufällig an den Rattenfänger von Hameln. Außerdem ist er es, der für die wenigen humoristischen Einlagen in einer ansonsten recht düsteren, melancholischen und mitunter auch grausamen Welt sorgt. Aber auch er ist nicht vor Schicksalsschlägen gefeit.

Wundersam hingegen, ein fahrender Händler, ist die einzige der handelnden Personen, die nicht direkt von den Ereignissen um Artemis betroffen ist. Allwissend und alterslos scheint er zu sein und überaus weise. Praktisch direkt einem Märchen oder einer Legende entsprungen, in der deutschen Sagenwelt vielleicht am besten mit Pumphut zu vergleichen, einem Magier, der einst übers Land gezogen sein und Menschen geholfen haben

soll. Und genau dies macht Wundersam eben auch. Er bringt Reisig und Artemis zurück auf ihren Weg und trägt zur letztendlichen Entscheidung frappierend bei. Alles zusammen macht dann eine Geschichte mit überaus viel Tiefgang aus, welche man sicher sofort ein weiteres Mal liest, um ja alles mitzukriegen.

Noch besser als die Geschichte sind jedoch die Zeichnungen von José Luis Munuera. Nahezu komplett in Schwarzweiß gehalten, transportieren sie die Düsternis der Geschichte. Dabei bedient sich Munuera der ganzen Palette an Grautönen, nur hin und wieder findet sich ein Farbtupfer in Form von Artemis rotem Mantel. Munuera unterwirft dabei seine Zeichnungen der Notwendigkeit der Geschichte und bekommt so eine ungeheure Dynamik in seine Zeichnungen, sofern es erforderlich ist.

Aber auch die ruhigen und getragenen Momente spiegeln sich

immer ausgezeichnet wieder. Zudem finden sich mehrere ganz- oder sogar doppelseitige Zeichnungen, die nicht wie Seitenschinderei, sondern einfach natürlich wirken und besondere Szenen vortrefflich wie beeindruckend unterstreichen. Seine Figuren sind nicht übertrieben comichaft, sondern wirken relativ echt und zeigen ihre Emotionen offen.

Trotzdem sieht man Munuera den ehemaligen *Spirou und Fantasio*-Zeichner an, was aber nie

durchschlägt. Glücklicherweise wurden seine Zeichnungen nicht koloriert, sodass sie voll zur Geltung kommen können.

In dem stabilen Hardcover findet sich noch ein Vorwort von Alex Romero, einem Volkskundler und Soziologen, von dem ein Teil als Klappentext Verwendung fand.

Fazit

Geschichte und Bild verschmelzen bei *Das Zeichen des Mondes* zu

einem nahezu perfekten Comic. An Munueras Zeichnungen kann man sich schwer satt sehen, und Enrique Bonet liefert für sie den idealen Hintergrund. Ein Märchen über Macht, Gewalt und Liebe.

[Rezension zu *Fraternity* \(Band 1\)](#)

[Rezension zu *Zauber* \(Band 1\)](#)



Die Bibliothek der flüsternden Schatten

Leseprobe aus dem aktuellen Roman von Akram El-Bahay

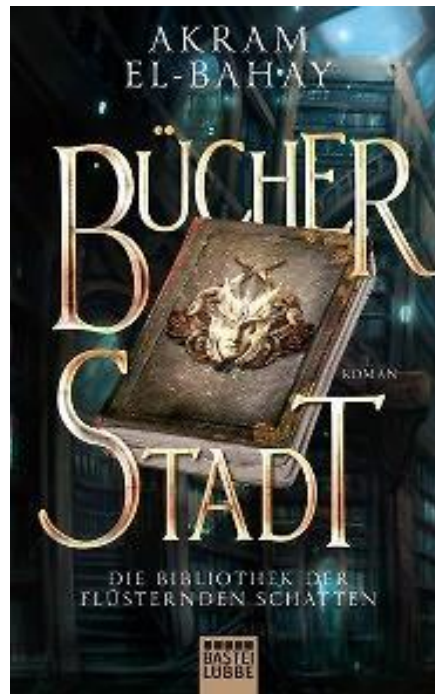
Sabah fühlte die Nacht wie ein Versprechen auf der Haut.

Eile dich, sie kommt, rief sich die Beraterin des Weißen Königs ins Gedächtnis. Oh, Sabah musste schnell genug sein. Wie jede Nacht, in der sie die Treppen aus dem Herzen der Bücherstadt hinaufstieg.

Sie strich mit den Fingern über die Einbände der zahllosen Bücher, die ihren Weg säumten. Wie kalt und leblos sie waren.

Die einzige Magie, die in ihnen steckte, lag in der Wortgewandtheit der Menschen, die sie geschrieben hatten. Nicht zu vergleichen mit den Büchern, die Sabah selbst las. Bücher, in denen ein Zauber wohnte. Bücher, die besondere Geschichten er-

zählten. Sie sah hinauf an die Decke des unterirdischen Bibliotheksabyrinths. Die Bilder, die sie zierten, stammten aus einigen



der Geschichten, die in den Büchern hier unten zu finden waren.

Die Bilder zeigten allesamt Menschen, die Flügel besaßen. Sie waren so schön, dass es fast schmerzte, sie anzusehen. Die Maler, die sich von den Worten auf den Buchseiten hatten inspirieren lassen, waren offenbar davon ausgegangen, dass der Himmel nur makellose Schönheit gebar. Nun, Sabah wusste es besser.

Worte und Bilder verkleideten die Wirklichkeit nur allzu gern. Die Wahrheit war meist so viel hässlicher. Sabah stieg die lange Treppe hinauf und trat in die Eingangshalle des Palasts. Ihre Füße fanden den Weg, den sie

schon so oft gegangen war, von selbst, doch diesmal ließ etwas sie innehalten.

Eile dich, sie kommt. Sabah spürte, dass diese Nacht eine besondere war. Das erste Mal seit einer Ewigkeit nahm sie nicht die Treppe hinauf zu ihrem Gemach, sondern trat auf das Tor zu. Die Wachen blickten sie so verunsichert an, als könnte Sabahs Blick sie zu Stein werden lassen. Hastig öffneten die Männer das Portal, und sie trat hinaus auf den Platz vor dem Palast.

Die Nacht gehörte nicht ihr. Sie ließ Sabah husten und schmeckte bitter auf der Zunge. Und doch atmete Sabah sie tief ein. Da war etwas in der Luft. Sabah roch es. Und sie hörte es. Jemand. Er brachte ein Versprechen auf Veränderung. Auf eine neue Zeit.

Eile dich, sie kommt.

1. NEUE KLEIDER

Samirs Herz schlug so schnell, als wollte es aus seiner Brust

entkommen. Der Moment, in dem er seine Beute in Besitz nahm, war für jeden Dieb der Höhepunkt der Jagd.

Sam, wie er von seinem Cousin Majid genannt wurde, schloss seine Finger vorsichtig um das hauchdünne Krönungsei aus Kristall, das auf dem Nachttisch des Schlafenden lag. Es gehörte zu den Insignien des Weißen Königs, und der Hofjuwelier, in dessen Schlafzimmer Sam eingebrochen war, hatte es aus dem Palast erhalten, um einige der Rubinsplitter zu ersetzen, die sich im Lauf der Jahre aus ihren Fassungen gelöst hatten.

Die Edelsteine brachen das silberne Mondlicht und glitzerten so aufdringlich, als wollten sie Sam zu sich locken. Wieso nur waren die wertvollsten Kunstwerke oft so hässlich?

Das Kristallei sah für Sam wie etwas aus, das man auf schlechten Marktplätzen erstehen konnte, doch es war so unbezahlbar, dass der Hofjuwelier es nicht einmal im Schlaf von seiner Seite

lassen wollte. Der Schlafende bewegte stumm die Lippen, als wollte er Sam davor warnen, das Ei zu berühren. Doch Sam hob es vom Nachttisch und ließ es unter seinem Gewand verschwinden.

Sam hätte am liebsten tief durchgeatmet, doch er durfte kein Geräusch von sich geben. Noch nicht. Schlechte Diebe wurden allzu schnell unvorsichtig, sobald ihre Beute den Besitzer gewechselt hatte. Sam aber war einer der besten. Er bewegte sich so lautlos, dass der Hund, der vor dem Bett des Hofjuweliers schlief, nicht einmal mit dem Schwanz zuckte.

Das Schlafzimmer lag im obersten Stock eines hohen Hauses, und die Fenster öffneten sich zu einem Dach, das zu steil war, um es zu erklettern. Es sei denn, der Dieb, der das Wagnis auf sich nahm, trug Handschuhe, die mit einem sehr seltenen und äußerst klebrigen Harz bestrichen waren. Das Seil, mit dessen Hilfe Sam in das Zimmer eingestiegen war, hing wie eine leblose Schlange

von einem der geöffneten Deckfenster herab. Vorsichtig zog er sich an dem dicken Strick zum Dach hinauf. Auf halbem Weg nach oben hielt er inne, da er glaubte, ein leises Tapsen hinter sich zu hören.

Sam wagte kaum zu atmen, während er nach unten sah und versuchte, in dem dunklen Schlafzimmer die Ursache für das Geräusch zu erkennen. Der Mond schien schwach hinter einigen Wolken hervor und tauchte das Zimmer in einen silbrigen Glanz, der es seltsam unwirklich erscheinen ließ.

Sam wollte schon weiterklettern, als er das vierbeinige Geschöpf sah, das sich aus den Schatten löste.

Die Katze, die in Sams Blickfeld kam, schritt so erhaben über den Steinboden, als sei sie die wahre Besitzerin des Schlafzimmers.

Ihre Augen leuchteten ihn an. Für einen Moment musterten die beiden sich. Sam musste sich meist mit Hunden herumschlagen, doch diese Katze war min-

destens ebenso gefährlich. Sie mochte ihn zwar nicht verletzen, doch wenn sie ihren Herrn weckte, würde das Sam mehr Schaden zufügen als der Biss eines Wachhundes. Sie blieb stehen und musterte ihn so bewegungslos, als wäre sie zu Stein geworden.

So vorsichtig er konnte, zog sich Sam weiter hinauf, den Blick starr auf die Katze gerichtet. Doch kaum geriet das Seil, an dem er hing, in Bewegung, rührte sich das Tier wieder. Sam unterdrückte einen stummen Fluch, als die Katze anfang, nach dem losen Ende des Seils zu springen. Sam kletterte schneller, doch das brachte das Seil nur umso mehr in Bewegung.

Schließlich entfuhr der Katze ein Miauen, das in der Nacht so laut klang, als hätte Sam die Scheibe des Fensters, durch das er sich hastig zog, in tausendundeine Scherben zerbrochen.

Der Hofjuwelier fuhr mit einem Grunzen aus dem Schlaf, das sich übergangslos in einen Schrei wandelte, als er bemerkte, dass

das Ei fort war. Nur einen Lidschlag später wurde die Tür aufgerissen, und der Leibwächter des Alten erschien im Zimmer.

Die meisten Wächter verloren irgendwann in der Nacht den Kampf gegen die Müdigkeit, doch dieser hatte offenbar sehr aufmerksam vor der Tür gewacht. Mit einem Einbruch über das Dach hatte er sicher nicht gerechnet, doch er fasste sich schnell.

Sam hatte das Dach erreicht. Er zog sein Messer, um das Seil zu durchtrennen, als der Wächter es auch schon packte und sich daran hochzog. Verdammt, er konnte mindestens ebenso gut klettern wie Sam. Noch ehe der das feste Seil durchtrennen konnte, hatte der Leibwächter die behandschuhten Finger um den Rand des Fensters geschlungen. Für einen Moment war Sam versucht, dem Mann die Klinge in die Hand zu rammen, doch er hatte auf seinen Raubzügen noch nie jemanden verletzt, und er hatte nicht vor, heute damit zu

beginnen. Dafür war die Situation nicht aussichtslos genug. Noch nicht.

Eine Wolke schob sich vor den Mond, und es wurde so dunkel, dass Sam die fremden Hände kaum noch erkennen konnte. Er streifte in aller Eile die Handschuhe wieder über, die er auf dem Dach am Rand des Fensters hatte liegen lassen. Dann presste er die Handflächen auf das spiegelglatte Dach und vertraute sein Gewicht ganz dem klebrigen Harz an.

Das Dach war fugenlos gearbeitet und so steil, dass Sams Herz noch schneller schlug als in dem Moment, da er das Ei eingesteckt hatte. Aus der Fensteröffnung schob sich der Kopf des Wächters. Die Haut war in der Nacht so dunkel, als wäre sie mit Kohle gefärbt. Sam hatte davon gehört, dass einige reiche Kaufleute und Händler Krieger aus fernen Ländern als Wächter beschäftigten. Doch noch nie war er auf einen von ihnen getroffen. Die dunkelhäutigen Männer, deren Hei-

matdörfer jenseits der Berge und der angrenzenden Wüste lagen, galten als besonders unerbittliche Kämpfer.

Für einen Moment maßen sich die beiden. Dann stemmte sich der Mann auf das Dach.

»Tu das nicht, sonst sterben wir beide«, zischte Sam ihm zu. Seine Worte gingen in dem Geschrei des Juweliers beinahe unter. Es gehörte viel Erfahrung dazu, die richtige Menge an Harz auf den Stoff zu streichen. Nahm man zu viel, bekam man die Handschuhe nicht mehr abgelöst. War es zu wenig, hafteten sie nicht stark genug. Das Harz reichte für einen Körper, für zwei aber war es auf jeden Fall zu wenig. Die Handschuhe würden sie nicht beide halten können.

»Ich sterbe, wenn du entkommst«, erwiderte der andere ungerührt.

Und ehe Sam reagieren konnte, hatte sich der Dunkelhäutige auf das Dach geschwungen und schoss auf ihn zu. Sam versuchte noch, sich zur Seite zu werfen,

aber bevor er beide Handschuhe vom Dach lösen konnte, hatte ihn der Wächter gepackt. Sams Hände verloren den Kontakt zu der spiegelglatten Fläche, und er wurde mitgerissen. Gemeinsam schlitterten sie das Dach hinab. Der Nachthimmel und das verfluchte Dach verschwammen ineinander. Sam unterdrückte den Schrei, der ihm über die Lippen drängte, und versuchte verzweifelt, den Wächter abzuschütteln. Doch der hielt ihn eisern fest.

Sam streckte die Finger aus und presste seine Hände mit aller Kraft auf das Dach. Sie rutschten jedoch so schnell, dass er keinen Halt fand. Erst als Sam aus den Augenwinkeln Äste und Blätter sah, wurden sie ein wenig langsamer.

Die Korkeiche, die in der Nähe des Hauses wuchs, war weit höher als zwanzig Meter und griff mit den äußersten Ästen bis an die Kante des Dachs. Sam hatte die Eiche als Leiter genutzt, um von dort auf das Dach zu sprin-

gen. Verdammt, der Wächter und er waren zu schnell, um rechtzeitig abzubremsen. Sie mussten langsamer werden. Sie ...

Sam stockte der Atem, als der Wächter mit einer Hand Sams Linke packte und von den Schindeln riss. Sie wurden noch schneller. Ein Ast streifte sie. Und dann schossen sie mit Schwung über die Dachkante hinweg. Wir sterben, schoss es Sam durch den Kopf, während sie durch die Luft flogen. Der Wächter ließ Sam endlich los, und für einen Moment fühlte er sich ganz leicht. Zu seiner Verblüffung genoss er diesen Moment des Fliegens, auch wenn der Tod auf ihn wartete.

Der Augenblick endete jäh, als die Äste des Baums Sam griffen. Hölzerne Finger stachen ihm in die Haut, zerrissen seine Kleider. Und retteten ihn. Er fiel durch die Äste und blieb schließlich wie ein Kind in den Armen seiner Mutter in ihnen hängen. Die Äste schaukelten bedenklich un-

ter der Last seines Gewichts. Neben ihm erkannte er eine Bewegung. Der Wächter.

Der Mann richtete seinen Blick auf Sam und griff an seinen Rücken. Die Klinge, die er hervorzog, schimmerte im Mondlicht, das durch das Blätterdach fiel. Und dann warf sich der Wächter nach vorne auf ihn zu.

Er ist lebensmüde, schoss es Sam durch den Kopf.

Sam sah nur einen Ausweg: Er ließ sich fallen. Der Schrei, den er zuvor noch zurückgehalten hatte, verließ seine Lippen und scheuchte einen Schwarm Finken auf, die kreischend in die Nacht flogen. Er bekam einen Ast zu fassen und zog sich auf ihn, als er das Zischen vernahm. Selbst der beste Dieb, der mit der Nacht verschmelzen konnte als wäre er ein Teil von ihr, bekam es irgendwann zu hören. Das Geräusch einer Klinge, die nach ihm schlug. Ohne nachzudenken ließ Sam den Ast wieder los. Er stürzte einige Meter tiefer und bekam nur mit Mühe einen wei-

teren Ast zu fassen. Über ihm hieb die Klinge nur in Rinde statt in Haut. Blätter regneten auf Sam herab, und der Wächter stieß einen Fluch aus. Seine Stimme klang so dunkel wie die Nacht.

Sam riskierte einen Blick nach oben. Der Wächter war ihm erschreckend nahe. Und er sprang zwischen Ästen hindurch, als bedeutete ihm das eigene Leben gar nichts. Sam tat es ihm gleich. Das Astwerk breitete sich unter ihm aus wie das Netz einer riesigen Spinne. Einige Augenblicke lang fiel er, dann rissen Äste seine Kleider auf, fanden die Haut darunter und stachen ihm ins Fleisch. Doch Sam spürte den Schmerz kaum.

In seinem Kopf hatte nur ein Gedanke Platz. *Finde einen Halt, Sam!*

Unter ihm wurde das Astwerk dichter. Gleich mehrere armdicke Triebe hatten sich ineinander verflochten. Sam fand mit Glück und Geschick einen Halt auf ihnen und sah sich hektisch um. Er war etwa auf halber Höhe des

Baumes. Noch immer waren es gut zehn Meter bis zum Boden. Zu tief für einen Sprung. Aus einiger Entfernung drangen leise Rufe zu ihm herauf.

Vermutlich scheuchte der Hofjuwelier seine Diener aus den Betten, um nach dem Dieb zu suchen. Wenn Sam Glück hatte, war kein weiterer Wächter unter ihnen. *Kümmere dich lieber um diesen einen, Sam*, ermahnte er sich. *Wenn du ihm nicht entkommst, musst du dir um alles andere keine Gedanken mehr machen.*

Wo war der Wächter? Die Baumkrone war so dicht, dass kaum noch Mondlicht zwischen den Blättern und Ästen hindurchfiel.

Vielleicht war er hängengeblieben und ...

Das erneute Zischen alarmierte Sam und ließ ihn zur Seite fahren. Er fiel nicht, sondern blieb an einigen Trieben hängen, während die Klinge des Wächters wieder in Rinde schlug. Verdammt, der Kerl war so leise wie ein verfluchter Fuchs.

Der Wächter hockte kaum einen halben Meter über Sam, ein Schatten in der Nacht. Er sprang wortlos neben ihn auf die Äste, die unter dem Gewicht zweier Männer bedrohlich schaukelten.

»Gib mir das Ei«, zischte der Wächter, der nur mit Mühe die Balance auf den schaukelnden Ästen hielt. »Dann überleben wir vielleicht beide.«

Es war eine Lüge. Sam musste nicht einmal das Gesicht des Mannes sehen, um sie zu erkennen. Er schmeckte sie in seinen Worten. Sobald der andere das Ei hätte, würde sich sein Schwert in Sams Fleisch bohren. *Ich sterbe, wenn du entkommst.*

Der Wächter hatte es selbst gesagt.

Sam wich zurück, bis ihn das Geflecht der Zweige endgültig stoppte. »Ich ...«, begann er, als ihn ein Kreischen plötzlich unterbrach. Offenbar waren sie in den Nistplatz eines weiteren Finkenschwarms geraten. Einige der Tiere stießen so plötzlich zwischen den Ästen hervor, als

hätte der Baum sie den beiden Eindringlingen zu seiner Verteidigung entgegen geschickt.

Sam warf sich mit aller Kraft gegen die Äste in seinem Rücken und scheuchte die verängstigten Vögel damit endgültig auf.

Rasch duckte er sich, und die Finken schossen in Panik über ihn hinweg. Geradewegs auf den Wächter zu.

Unwillkürlich schlug der Mann mit seiner Klinge nach den dunklen Leibern. Doch es waren zu viele. Sam sah, wie der Wächter die Arme hochriss und einen Schritt nach hinten machte. Ein Fehler. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte mit einem Schrei hinab, während die Vögel in die Nacht stoben.

Sam hörte ein dumpfes Geräusch, und der Schrei starb so schnell wie der Mann, der ihn ausgestoßen hatte.

Sam war dem Baum ebenso entkommen wie den Dienern, von denen zwei angsterfüllt vor der Leiche des Wächters gestanden

hatten. Sie hatten es nicht gewagt, Sam aufzuhalten. Ein Sprung von der Mauer des Gartens und er war in das angrenzende Häusermeer eingetaucht. Sam hatte das erste brauchbare Dach erklommen. Für Diebe gab es mehr Wege als nur gepflasterte Straßen. Während er über die Dächer balancierte, strich er über das Ei, das er unter seinem Gewand verborgen hatte. Es schien unbeschädigt. *Du hast es geschafft*, sagte er sich, um sich zu beruhigen. Das Stehlen war wie eine Jagd, und jeder Dieb kannte diesen Moment, wenn sich die Anspannung legte, aber das Herz noch immer von der Aufregung erfüllt war. Sam genoss ihn mehr als alles andere an seiner Arbeit. Auch jetzt, obwohl in dieser Nacht jemand den Tod gefunden hatte. *Koste es dennoch aus*, sagte er sich. *Es ist das letzte Mal*. Mit traumwandlerischer Leichtigkeit fand er seinen Weg über Schindeln und Giebeln, wickelte sich aus den steinernen Wasserspeiern aus, die mit blinden Augen in die

aufziehende Dämmerung blickten, und sprang über den Spalt zwischen zwei Häusern, der sich vor ihm auftat. Leise wie ein Fuchs auf der Jagd landete er auf einem Flachdach und atmete tief durch.

Das Haus war so hoch, dass Sam die wenigen Geräusche, die die Straßen in der frühen Stunde erfüllten, kaum hören konnte. Auf den Dächern war es manchmal so still, dass er glaubte, der einzige Mensch auf der Welt zu sein, wenn er einen Auftrag erfüllte.

Dein letzter Auftrag, Sam, machte er sich klar.

Ein Knurren ließ ihn herumfahren. Der magere Hund, der aus den Schatten auf ihn zu schlich, erregte mehr Mitleid als Furcht. Rasch griff Sam in eine Tasche und holte zwei kleine Knochen hervor, an denen noch genug Fleischreste klebten, um den Wachhund für einige Minuten zu seinem Verbündeten zu machen. Hunde waren weit einfacher zu lenken als Katzen.

Sam sah einen Moment lang zu, wie der Hund gierig an den Knochen nagte, dann wandte er sich ab, trat an den Rand des Flachdachs und sah hinaus auf Mythia, das Herz des größten Stadtstaats der Welt.

Der Morgen kündigte sich an und mischte Grau in das Schwarz der Nacht. Zahllose Straßen liefen unter Sam entlang, einige erleuchtet von Laternen, die von den Lichtmeistern fortwährend mit Kienspänen oder Öl gefüttert wurden. Andere erfüllt von der Dunkelheit, die noch zwischen den Gebäuden nistete. Sam war in Mythia geboren und aufgewachsen, doch selbst er kannte nicht jede Straße dieser gigantischen Stadt, die sich von den Bergen und der Wüste jenseits von ihnen im Süden bis hin zum Meer im Westen erstreckte.

Sie schien noch immer zu wachsen, obwohl sie schon so viele Jahrhunderte alt war, dass die Geschichten aus ihren Anfangstagen wie Märchen klangen. Der

gewaltige Palast von Mythia, in dem der Weiße König regierte, zeichnete sich wie ein Schatten in der Ferne ab und die ersten Strahlen der Morgensonne spiegelten sich auf seiner Fassade.

Es schien Sam, als würde in diesem Moment nicht nur die Welt die Kleider wechseln. Er tat es ihr gleich. *Dein letzter Auftrag, Sam*, dachte er noch einmal. Die letzte Nacht als Dieb.

Wenn die Sonne ihren Platz am Himmel eingenommen hatte, würde er nicht mehr Sam sein. Der neue Tag würde ihm ein neues Leben und einen neuen Namen bringen. Sam strich noch einmal über sein Gewand. Doch diesmal tasteten die Finger nicht nach der Beute, sondern nach einem Stück Papier, das für Sam wertvoller war als das Krönungssei.

Den Namen, der darauf zusammen mit einer Empfehlung stand, hatte er, wie so vieles in den fünfundzwanzig Jahren seines bisherigen Lebens, gestohlen. Dem Herrn des Leibwächters, zu

dem der Name eigentlich gehörte, hatte Sam vergangenes Jahr ein vierhundert Jahre altes Gemälde geklaut. Der arme Mann, den es zeigte, lag in einer einfachen Kammer umgeben von Büchern auf seinem Bett und versuchte Worte auf Papier zu bannen. Ein Büchernarr.

Damals hatte Sam dem Kaufmann nicht nur das Bild, sondern auch gleich einen seiner Siegelstempel entwendet. Er hatte nicht sofort gewusst, wozu er ihn einmal gebrauchen konnte, doch hilfreich waren die Stempel bei vielen Gelegenheiten. Vor allem bei dieser. Der Stempel machte die gelogenen Worte, die auf dem Papier standen, zur Wahrheit. Worte, die für Sam, der weder lesen noch schreiben konnte, ein Geheimnis waren. Er hatte den Text des Dokuments einer der Schreiberinnen im Mercat de la Mythia, dem größten Handelsplatz der Stadt, diktiert. Die Schreiberin, die, was das Alter anbelangte, Sams Großmutter hätte sein können, hatte sich die

Gefälligkeit mit einem leidenschaftlichen Kuss auf die spröden Lippen entlohnen lassen. Sam hätte den Preis lieber in Silber entrichtet. Noch jetzt schüttelte er sich, wenn er an den Moment zurückdachte. *Aber es war ein geringer Preis für ein neues Leben*, dachte er bei sich.

»Du keuchst wie ein alter Mann und humpelst auch genauso über die Dächer.«

Sam musste sich nicht umwenden, um zu sehen, von wem die Worte stammten. Er hätte die Stimme unter Hunderten herausgehört. Sein Cousin Majid glitt so lautlos neben ihn, wie es nur ein Dieb konnte.

»Und wie du aussiehst! Was hat dich angefallen? Ein Wachhund? Oder die Tochter des Juweliers?« Majid grinste ihn an.

»Sein Baum«, erwiderte Sam trocken.

Majid und Sam gehörten beide zur selben Diebesorganisation. Sam hatte sich auf dem Dach dieses Hauses mit ihm verabredet, um ihm seine Beute zu

übergeben. Denn heute Nacht würde er nicht in das Haus zurückkehren, in dem er aufgewachsen war. Dort wartete nur die Erinnerung an jemanden, den er verloren hatte. Erinnerungen, die nach Tod und Verlust rochen. Sam fühlte den Schmerz, den diese Gedanken in sein wildschlagendes Herz pumpten wie ein Gift. Nein, seine Zeit als Dieb war vorüber. Er musste alles hinter sich lassen.

Einen Moment lang blickten sie stumm auf das Geflecht der Straßen, die sich unter ihnen entlangwanden. Dann zog Sam das Ei hervor und reichte es Majid.

»Oh, das ist ja wirklich so sensationell scheußlich, wie man sich erzählt«, bemerkte Sams Cousin leichthin und ließ es unter seinem Gewand verschwinden. Die kleine Tasche aber, die Sam ihm als Nächstes reichte, zauberte nachdenkliche Falten auf seine Stirn. »Das war also wirklich deine Abschiedsvorstellung? Willst du tatsächlich nie wieder das Fieber der Jagd fühlen,

Sam?«, fragte Majid, als er Sams Einbruchswerkzeug entgegennahm.

Einen Universalschlüssel für die meisten Schlösser und einen kunstvoll geschliffenen Dietrich für die wenigen, die dem Schlüssel trotzen. Eine Lupe, eine winzige Säge und einen kleinen Hammer für die seltensten Härtefälle, die nach Gewalt statt nach Geschicklichkeit verlangten.

Majid hielt die Tasche einen Moment lang in der Hand, als wollte er Sam die Gelegenheit geben, es sich noch einmal zu überlegen. Doch dann steckte er sie seufzend ein. Er griff in eine Falte seines Gewands und gab Sam einen Beutel. Seinen Lohn. Für das Ei hatte der Sammler, der ihnen den Auftrag erteilt hatte, bereits bezahlt.

Sam warf einen kurzen Blick in den Beutel und strich mit den Fingern über die Silberstücke darin. Dann sah er seinem Cousin in die Augen. Kein anderer wusste von seinem Plan, sein

altes Leben hinter sich zu lassen. Und kein anderer durfte ihn Sam nennen.

Majid strich sich das dunkle Haar aus der Stirn, das ebenso schwarz war wie das von Sam. Es war nicht lange her, da hatte Sam es genossen, mit ihm nach einem erfolgreichen Beutezug den Morgen anbrechen zu sehen und den Duft des ersten Brotes in der Luft zu kosten. Doch in jenen Tagen waren sie nicht zu zweit, sondern zu dritt gewesen. Sam erappte sich dabei, dass er sich umwandte, in der törichten Hoffnung, aus den Schatten würde sich derjenige lösen, der zwischen ihnen fehlte. »Dies ist meine letzte Nacht«, sagte Sam. »Und ich werde nichts vermischen.«

»Ich glaube nicht, dass du die Jagd so einfach hinter dir lassen kannst. Ich kenne dich besser als du selbst. Aber wenn du meinst! Doch was wirst du jetzt tun, Samir?« Wie immer, wenn Majid seinen vollen Namen aussprach, klang es wie ein Tadel.

»Ich wechsele die Kleider«, gab Sam zurück. »Das muss dir als Antwort genügen.«

»Du wechselst die Kleider? Du sprichst wie eine verdammte Wahrsagerin. Mehr verrätst du nicht? Du willst also wirklich nicht sagen, was du vorhast? Wo du hinwillst? Bleibst du wenigstens in Mythia?«

Sam wandte den Kopf ab und versuchte angestrengt, nicht zum Palast zu blicken. »Wir werden uns wiedersehen, wenn es an der Zeit ist.«

»Oh, wie geheimnisvoll«, erwiderte Majid mit einem spöttischen Lächeln. »Du kannst vor vielem davonlaufen. Vor Wächtern, bestohlenen Händlern oder betrogenen Ehemännern.« Majid zwinkerte Sam zu.

Sam wusste, worauf Majid anspielte. Vor einem Monat wäre er beinahe erwischt worden, als er einem Goldschmied nicht nur eine Kette mit einem rubinverzierten Anhänger stahl, sondern auch seiner Frau einen heimlichen Besuch abstattete. Die Erin-

nerung an Sams unbekleidete und überstürzte Flucht, die mit einem Sprung vom Dach auf einen vorbeifahrenden Wagen geendet hatte, ließ sie beide lächeln. Vor allem, weil dessen Ladung aus dampfendem Mist bestanden hatte. Dann aber wurde Majids Miene ernst. »Das alles kannst du hinter dir lassen. Doch du kannst nicht vor dir selbst davonlaufen.«

Oh doch, dachte Sam. Das konnte er. Und er musste gar nicht weit laufen.

Er nahm Majid zum Abschied in den Arm. Wortlos lösten sie sich voneinander, und Sam wartete, bis sein Cousin erneut mit den Schatten verschmolzen war. Dann stieg er vom Dach des Hauses. Er musste zunächst Ersatz für seine zerrissenen Sachen besorgen.

Auf der Suche nach etwas zum Anziehen kaufte er einem alten Straßenhändler ein paar Bananen ab. Er hätte sie ihm ohne Mühe stehlen können, doch er zählte dem Mann eine Münze in die

faltige Hand, die mehr wert war, als all dessen Früchte zusammen. Sam stahl immer nur von denen, die mehr als er besaßen. So wie das Geld für sein Frühstück, das er auf dem Weg einem Mann aus der Tasche gezogen hatte, der zusammen mit seinem Diener so herrisch über das Pflaster stolziert war, als gehörte die Stadt ihm allein. In einer Nebenstraße fand Sam den Hintereingang einer Wäscherei, der offen stand, und als er gut angezogen wieder hinaustrat, hatte er seine Worte wahr gemacht und die Kleider tatsächlich gewechselt.

Er ging eine Weile umher, während um ihn herum Mythia zum Leben erwachte. Der erste Tag in seinem neuen Leben.

Sam hatte einen genauen Plan, was nun geschehen sollte. Und wen er dazu treffen musste. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Sam eine der zahlreichen Tabaginen im Zentrum Mythias betrat. Viele der Offiziere aus der Palastgarde kamen hierher, um ihren Sold gegen den

dichten Rauch einer Tonpfeife zu tauschen. Sam hatte bereits vor Tagen den Mann ausfindig gemacht, der für die Palastwache zuständig war. Nun sah er ihn an einem der kleinen Tische, in der Hand eine der feinverzierten Tonpfeifen, aus der der Qualm grau und dicht in die Luft stieg.

»Kann ich dir helfen?«, fragte der Mann wenig freundlich, als Sam sich vor ihm aufstellte. Der Offizier war sicher zwanzig Jahre älter als Sam. Graue Strähnen mischten sich wie Silberfäden in das dunkle Haar.

Sam hatte die Worte in Gedanken immer und immer wie der geübt, doch nun klang seine Stimme seltsam fremd, als er sie wirklich aussprach. »Mein Name ist Hârun ar-Raschîd«, log Sam. »Ich möchte mich der Palastgarde anschließen.« Er hielt ihm das Papier hin, das ihn den Kuss gekostet hatte, der ihm noch immer auf den Lippen brannte. Soweit Sam wusste, befand sich der echte Hârun ar-Raschîd mit seinem Herrn derzeit auf einem

Handelsschiff, das noch einige Wochen lang über den Ozean fahren würde, ehe es sein Ziel auf der anderen Seite der Welt erreichte. Keine Gefahr also, dass jemand Rückfragen zu der gefälschten Empfehlung des Kaufmanns stellte, der darin bat, seinen treuen Diener in der Palastwache einzusetzen.

Der Offizier nahm das Schreiben wortlos entgegen. Sein Mund formte stumm die Worte, die die Alte darauf geschrieben hatte.

»Du willst in die Palastwache?«, fragte der Offizier mit einem amüsierten Ton in der Stimme. »Zur Garde des Weißen Königs?«

Sam nickte. »Ja. Ich möchte dem Weißen König dienen.«

Die Worte kamen ihm wie von selbst über die Lippen. Und sie waren nicht einmal gelogen. Sam wollte tatsächlich das Leben als Dieb hinter sich lassen. Den Schmerz, den es ihm in den letzten Wochen gebracht hatte, aus seinem Herzen tilgen. Ein neues Leben beginnen, das seinem al-

ten so fremd war wie nur irgend möglich. Und was konnte sich mehr von dem Leben eines Diebes unterscheiden als das eines Elitewächters?

»Dafür braucht es Jahre, Junge.« Der Offizier nahm einen Zug aus seiner Pfeife und stieß dichten Rauch aus. »Hier steht, du hättest deinem Herrn das Leben gerettet.«

»Drei Mal sogar«, meinte Sam. Er konnte die Worte auswendig, die er der Alten diktiert hatte.

Der Offizier nickte. »Ja, so steht es hier. Nun, mutig bist du, wie es scheint. Aber dennoch reicht das nicht, dass dir direkt die Ehre zuteilwird, mit deinem Leib den des Weißen Königs zu beschützen.«

Das Gesicht des Offiziers verschwand für einen Moment hinter dem Rauch, den er in die Luft stieß. »Aber es gibt einen Ort, an dem ich dich gebrauchen kann. An dem du dich bewähren kannst.« Ein seltsames Lächeln umspielte die Lippen des Offiziers.

Kein Posten in der Leibgarde. Sam schluckte die Enttäuschung wie etwas Bitteres hinunter.

Was hast du erwartet, Sam?, fragte er sich still. Dass sie dich direkt zu den Besten stecken? Nun, gut genug wäre er, da war er sich sicher. Seine eher bescheidenen Künste mit dem Schwert machte er durch seine Geschicklichkeit und seine Schlauheit allemal wieder wett.

»Ich würde überall in Mythia dienen«, sagte er mit so viel Nachdruck in der Stimme, dass er sich fast selbst überzeugt hätte.

»In Mythia sagst du?« Der Offizier nahm einen weiteren Zug aus der Pfeife. »Nein, ich schicke dich woanders hin.«

Er lachte, als er Sams verwirrten Blick bemerkte.

»Tatsächlich kann ich gute Leute brauchen. Aber ich suche niemanden für einen Posten in der Stadt. Sondern für die Straßen unter ihr. Wenn du mir beweist, dass du gut genug für meine Wache bist, schicke ich dich nach

Paramythia, Junge. Mitten hinein in die Bücherstadt.«

2. PARAMYTHIA

Ein unheimliches Wispern hallte Sam einige Tage später entgegen. Leise Stimmen, die durcheinander raunten, als wollten sie ihn all die Worte hören lassen, die er an seinem Ziel finden würde. Die Luft war von ihnen ebenso erfüllt wie vom fernen Rascheln der Buchseiten. Der Duft von altem Papier stieg ihm in die Nase, und fast glaubte er die Geschichten, von denen sie erzählten, riechen zu können. Wie eine Decke legte sich dieses Aroma um ihn, als er die Stufen zum Bibliothekslabyrinth hinabstieg.

Paramythia, die Stadt der Bücher unter der Stadt der Menschen. Selbst Sam hatte von dem unterirdischen Labyrinth bislang nur gehört. Noch nie hatte er einen Fuß in die Gänge unter der Stadt gesetzt. Wozu auch sollte ein

Dieb, der nie den Auftrag erhalten hatte, eines der Bücher zu stehlen, die der Weiße König in den endlosen Katakomben horte, diesen Ort aufsuchen?

Es hieß, die Gänge, die sich unter den Straßen und Plätzen der großen Stadt Mythia entlangzogen, seien voll von uralten Schriften. Werke aus allen Teilen der Welt, gesammelt im Verlauf zahlloser Generationen. Wissenschaftliche Diskurse, Mythen, Erzählungen.

Fein säuberlich nebeneinander aufgestellt in riesigen Regalen, die das ganze gigantische Geflecht aus Höhlen und Gängen füllten, das sich unter Mythias Grundmauern entlangzog. Zwischen den Regalen verliefen schmale Gänge und breite Tunnel.

Manche Menschen, die einen Blick auf Paramythia hatten werfen können, erzählten, auf jeden der beinahe eine Million Einwohner von Mythia kämen fünf Bücher. Andere behaupteten, es seien zehn. Mindestens. Einig

waren sie sich alle in einem: Paramythia war eine Stadt der Bücher. Die Regalstraßen breiteten sich unter denen der Menschen wie ein geheimes Wegenetz aus, öffneten sich zu schattengetränkten Plätzen, um anschließend weiterzuziehen und sich im Schoß der Erde zu verlieren.

Sam folgte dem tattrigen Bibliothekar, in dessen Hand die Fackel so sehr zitterte, dass man glauben konnte, ihr Schein würde sich vor der Dunkelheit fürchten, die in dem düsteren Gang vor ihnen nistete. Die Stufen hinab waren alt und rau. Ganz anders als der Rest des Palastes, in dem die Treppe ihren Anfang nahm. Dort oben, zwischen den glänzenden Marmorsäulen, die die mit zahllosen Bildern verzierte Decke der Eingangshalle trugen, und den breiten samtbeschlagenen Stufen, die in die oberen Stockwerke führten und problemlos zehn Männern nebeneinander Platz boten, fiel die schlichte Treppe nach Paramythia hinunter kaum auf.

»Wie war noch dein Name?«, fragte der Alte, dessen Robe ebenso grau war wie sein spärliches Haar. Nicht nur seine Hand zitterte. Die Worte, die ihm über die Lippen strichen, taten es auch. Und bei jedem einzelnen schnaufte er, als müsste er mit Sam um die Luft zum Atmen ringen. Kein Wunder, die Treppe, der sie folgten, war lang.

»Hârun ar-Raschîd«, log Sam. Der Name fühlte sich noch immer fremd an wie ein gestohlenes Kleidungsstück.

»Hârun«, wiederholte der Alte bedächtig, als müsste er den Namen erst kosten. Er verzog das runde Gesicht, in dem zwei große Augen und eine kleine spitze Nase steckten. Sam hatte das Gefühl, er würde ihn eine in die Jahre gekommene Eule anblicken. »Du kommst von der anderen Seite?«

Die *andere Seite*. Sam presste die Lippen aufeinander, um die Erwiderung zurückzuhalten, die ihm auf der Zunge lag. Das mächtige Kataluna-Gebirge teilte

die Welt für die Menschen hier in die *richtige* und die *andere Seite*. An einigen Stellen waren die Bergpässe so schmal, dass Mythias Handwerker aus ihnen kurzerhand eine Festung gemacht hatten. Schießscharten zogen sich wie ein tödliches Muster durch den Fels, Fenster blickten hinaus in die Wüste, die sich auf der *anderen Seite* an das Gebirge schmiegte. Der Weg von dort herüber zur *richtigen Seite*, wie man in Mythia sagte, wurde durch gewaltige Tore versperrt. Nur Händler und Reisende mit den richtigen Papieren durften passieren. Aber auch wer hindurchgelassen wurde, blieb in Mythia immer einer von der *anderen Seite*. Sogar wenn er wie Sam in der Stadt geboren worden war.

Denn Sams Mutter, seine einzige Verbindung in die Welt der Beduinen und Karawanen, war als Kind mit Handelsreisenden nach Mythia gekommen. Und ganz gleich, wie gut sie sich hier eingelebt hatte, ihre braune Haut

und ihre dunklen Locken hatten all die Zeit über an ihre Heimat erinnert. Beides hatte Sam von ihr geerbt, wenngleich sich ihr Braun mit der hellen Farbe seines Vaters gemischt hatte, der rot wie ein gekochter Krebs wurde, sobald er sich Mythias Sonne zu lange aussetzte.

Und obwohl der Ton von Sams Haut verhinderte, dass er es auf ehrliche Weise in Mythia zu etwas bringen konnte, war er ebenso stolz darauf wie auf den Wüstennamen, den ihm seine Mutter gegeben hatte. Samir. Er nickte dem Bibliothekar dennoch zu. Sollte der doch denken, was er wollte.

»Ihr seid gute Soldaten«, meinte der Alte.

Sam runzelte zweifelnd die Stirn. Als ob der Alte je einen der berühmten Schwertkämpfer aus Kaffa, einen der kunstfertigen Bogenschützen aus Punt oder gar einen Stockkämpfer aus Sumuru mit eigenen Augen gesehen hätte. Doch die Kunstfertigkeit der Kämpfer jenseits der

Berge war in Mythia Legende. Kein Wunder: Wer von klein auf gegen Hitze und Durst kämpfen musste, war zäh.

»Du kennst deine Aufgabe?«, fragte der Bibliothekar, während endlich das Ende der langen Treppe in Sicht kam.

»Ich bewache Bücher«, erwiderte Sam ein wenig gleichgültig.

Er hatte sich am Tag nach dem Gespräch mit dem Offizier an einem der Seitentore des Palastes gemeldet. Der Rauch der Tonpfeife hatte dem anderen Mann noch immer wie klebriger Pollen auf der Haut gehaftet. Sam hatte dem Offizier sein Können mit dem Schwert demonstrieren müssen, und das, was er in all den Jahren als Dieb gelernt hatte, war genug gewesen, um tatsächlich den Platz in der Wache der Bücherstadt zu erhalten.

Aber eben auch nicht mehr.

Nacht für Nacht auf stumme Bücher aufzupassen klang nach Stunden voll tödlicher Langeweile. Aber es war ein Anfang. Und wer weiß? Vielleicht führte Sams

Weg irgendwann aus der Bücherstadt empor in den Palast, und er würde statt alter Bücher schließlich doch noch den Weißen König bewachen.

Er hatte Zeit.

Vor ihnen öffnete sich ein riesiger Raum. Sam trat an dem Bibliothekar vorbei. Und war sprachlos.

Er sah in eine riesige Halle, deren Gewölbedecke von so dicken Säulen getragen wurde, dass fünf Männer sie nicht gemeinsam hätten umfassen können. Der Schein der Fackel mischte sich in das warme Licht zahlloser Öllampen, die an den Säulen hingen. Die Halle war mehrere Stockwerke hoch.

Mit offenem Mund sah Sam sich um. Und erkannte im ersten Moment nichts als Bücher. Nie hatte er in seinem Leben mehr davon gesehen. Die Wände der Halle wurden von Regalen gesäumt, die sich so hoch hinaufstreckten, als würden sie am Stein entlangwachsen wie Ranken. Einige Meter über Sams

Kopf wurden sie von einem hölzernen Weg unterbrochen, der über Messingleitern erreichbar war. Von diesem ersten Stock aus führten weitere Leitern zu noch höher liegenden Wegen. Der oberste musste gut fünfzig Meter über dem Boden entlanglaufen.

Sam wurde schwindlig, als er versuchte die Zahl der Bücher abzuschätzen, die in dieser Halle untergebracht sein mussten.

Der Bücherduft, der Sam auf der Treppe in die Nase gestiegen war, lag hier schwer wie Weihrauch in der Luft.

Zwischen den Säulen befanden sich einige steinerne Lesepulte. An dem, das der Treppe am nächsten war, standen mehrere Bibliothekare, ebenso wie der Alte vor ihm in schmutziges Grau gehüllt. Sie flüsterten miteinander, und ihre leisen Stimmen krochen über die Wände.

»Sie hat diese Wirkung auf alle, die sie das erste Mal sehen.«

Sam wandte dem Bibliothekar verwirrt den Kopf zu.

»Die Große Galerie von Paramythia.« Jacobus, wie die Eule hieß, lächelte zufrieden, dass der Anblick der Bücher Sam die Gleichgültigkeit aus dem Gesicht gewaschen hatte. »Sie ist ein Wunder. Der wahre Palast, wenn man mich fragen würde. Ein Tempel des Wissens.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass es in Paramythia so viele Bücher gibt«, sagte Sam beeindruckt und ließ seinen Blick wieder über die Regale schweifen. Auch auf den einzelnen Stockwerken erkannte er nun grau gekleidete Gestalten. Einige balancierten hohe Bücherstapel, andere schienen in die Suche nach einem bestimmten Exemplar vertieft. Fast glaubte Sam zu spüren, wie die Geschichten ihm etwas zuraunten. *Lies mich.* Aber das konnte er ja nicht.

Jacobus' spöttisches Lachen unterbrach seine Gedanken.

»Wenn dich das hier beeindruckt, wird dir der Atem stocken, wenn du erst Paramythia in seiner ganzen Größe erfasst.

Aber dazu braucht es Jahre. Nur wenige haben je alle Bücherstraßen, alle Wege und alle Plätze zu Gesicht bekommen.«

Jacobus führte Sam zwischen den Säulen entlang in den hinteren Teil der Großen Galerie. An einem der Lesepulte stand eine Gruppe schwarz gekleideter Männer in einen Disput vertieft. Ihre Stimmen wurden immer lauter, bis sie Jacobus erblickten und schlagartig verstummten.

»Manche der Gelehrten, die diesen Ort aufsuchen, vergessen, dass Bücher in absoluter Stille studiert werden sollten«, sagte er missbilligend und führte Sam an das Ende der Großen Galerie. In die hohe Wand, vor der sie zu stehen kamen, waren acht kunstvolle Bögen eingelassen, und von jedem führte ein Tunnel tiefer unter die Erde. »Hier nehmen die Bücherstraßen ihren Anfang«, erklärte der Alte. »Acht Straßen für die acht Viertel der Bücherstadt. Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Historie, Musik, Sprachen, Geographie sowie die

Rechtswissenschaften. In der Großen Galerie hingegen finden sich die Bücher, die zu keinem der Viertel gehören. Aber ganz egal, wo sie stehen, sie alle müssen streng bewacht werden.«

»Eure Bücher sind bei mir in Sicherheit«, sagte Sam. Aus einer der Bücherstraßen kam eine Gruppe verschleierter Dienerinnen heraus und ging so lautlos an ihnen vorbei, als würden ihre Füße kein Gewicht tragen. In den Händen trugen sie leere Schüsseln und Tablett voller Teller. Draußen ging gerade die Sonne unter. Vermutlich hatten sie den Wächtern und Bibliothekaren das Nachtmahl gebracht.

Der Alte sah ihn tadelnd an, ohne auf die Dienerinnen zu achten, die ihm ausweichen mussten. »Du darfst diese Aufgabe nicht auf die leichte Schulter nehmen. Hier befindet sich die größte und wichtigste Sammlung von Wissen, die es auf der Welt gibt. Bücher aus allen Himmelsrichtungen. Schriften, die als Geschenk aus Ländern jenseits des

Ozeans kommen, deren Namen du vermutlich noch nie gehört hast. Und auch solche, die aus Zeiten stammen, die so weit zurückliegen, dass es an ein Wunder grenzt, dass das Papier noch nicht von den Jahren gefressen wurde. Schätze, wertvoller als alles Gold, das du dort oben«, der Alte deutete zitternd hinauf zur mosaikverzierten Decke, »finden kannst.«

Sam nickte stumm, auch wenn er eine ganz andere Meinung über den Wert von Gold und den von Papier hatte. Er konnte sich verschwommen daran erinnern, wie ihm seine Mutter früher aus Büchern vorgelesen hatte. Damals, vor ihrem Tod, waren die Worte Schätze für ihn gewesen. Doch noch vor seinem fünften Geburtstag war sie für immer verstummt, und sein Vater hatte Sam andere Reichtümer gezeigt. Solche, die seine Finger ertasten konnten. Und die er den Unachtsamen mit Geschick aus ihren Taschen und Häusern stehlen konnte.

Worte spielten in Sams Welt keine besondere Rolle mehr, auch wenn er sich manchmal gern an die Momente zurückerinnerte, in denen ihn die Stimme seiner Mutter fort in andere Gegenden und Zeiten geführt hatte.

»Ist die Treppe der einzige Weg hinab?« Sam betrachtete die Halle noch immer mit den Augen eines Diebes. Wo ging es hinein, wo standen die Wachen, und wie kam man wieder heraus?

Jacobus hob eine Augenbraue. »Die Bücherstadt, mein Junge, ist beinahe so groß wie Mythia selbst. Natürlich gibt es weitere Eingänge. Doch die meisten wurden im Lauf der Jahre zugemauert. Die Bibliothekare hüten die Lage der Pforten nach Paramythia, die noch offen stehen.« Der Alte ging auf eine der acht breiten Bücherstraßen zu. Bevor sie einen Fuß auf die blassblauen Fliesen setzten, deutete er nach oben auf den Spruch, der in den steinernen Bogen über ihnen gemeißelt war. »*Es ist nicht ihr Ziel, der unendlichen Weisheit eine*

Tür zu öffnen, sondern eine Grenze zu setzen dem unendlichen Irrtum«, las er vor. »Dieser Teil der Bücherstadt gilt der Wissenschaft. Wie überall in Paramythia haben auch dort nur ausgewählte Gelehrte oder Gäste des Weißen Königs Zugang. Und natürlich wir Bibliothekare.«

Die Dienerinnen und Wächter unterschlägst du, alte Eule, dachte Sam bei sich.

Während der Bibliothekar darüber dozierte, welche Weisheiten sich zwischen den zahllosen Buchdeckeln befanden, folgten sie dem Weg aus Fliesen, der von deckenhohen Regalen begrenzt wurde. In ihnen lagen Bücher über Bücher über Bücher.

Schmale Nebenwege führten durch mannshohe Öffnungen zwischen den Regalen hindurch, doch die Hauptstraße war breit genug für wenigstens zehn Männer, und die Regale an den Seiten erhoben sich wie die Flanken gewaltiger Berge.

Sam fragte sich, wer nur für Bücher einen so breiten Weg in die

Erde gegraben hatte. Säulen, fein verziert mit Mustern, wie Sam sie noch nie gesehen hatte, wuchsen baumgleich zwischen den Regalen empor. Sie endeten jedoch nicht an der Decke, sondern krochen an ihr entlang wie die Bögen von Rippen, um an der anderen Seite wieder dem Boden entgegenzustreben.

Paramythia. Bücherstadt. Sam hatte das Gefühl, er würde sich im Inneren eines gewaltigen Tieres mit einem Herz aus Papier befinden. Ein Herz, dessen Schlag aus dem Rascheln von Buchseiten bestand.

Mit einem Ohr lauschte er den monotonen Ausführungen des Bibliothekars, während sie der scheinbar endlosen Straße folgten. »... ist die Abteilung der Elemente. Jedes von ihnen wird bis in das letzte Detail in den Werken besprochen, die du hier findest. Sauerstoff, Schwefel, Gold, Silber. Aber auch die Elemente, die nicht sichtbar sind. Sophium, der Stoff der Weisheit. Oder Vivum, der Lebensfunke.

Manche dieser Werke sind mehr wert als ganze Länder.« Der Alte holte nur kurz Luft, dann fuhr er unverdrossen fort.

Mehr wert als ganze Länder. Sam erwiderte nichts. Wenn dem so wäre, dann hätte ihn sein Weg, auf dem er so oft dafür gesorgt hatte, dass Reichtümer den Besitzer wechselten, längst einmal hierhergeführt. Sam wusste nicht, wie weit sie bereits gegangen waren, als der Alte schließlich, ohne auch nur einen Moment in seiner Beschreibung innezuhalten, in einen Weg abbog, der sich rechts von ihnen zwischen zwei riesigen Bücherregalen öffnete.

Dieser Gang war weit schlichter als der vorherige, die Steinwände glatt und schmucklos. Die Fackel des Bibliothekars warf ein schwaches Licht auf die Mauern und ließ Schatten auf ihnen tanzen. An den Tunnel schloss sich eine von Säulen gesäumte Halle an. Sie war so hoch, dass Sam nur undeutlich die Bilder erkennen konnte, die über ihm an die

Decke gemalt waren. Er erkannte Figuren, die aus einem Märchenbuch zu stammen schienen. Menschen, aus deren Rücken Flügel wuchsen.

»Ist dies auch eine Galerie?«, fragte er.

»Dies hier? Nein. Nur ein Platz, an dem Diener und Wächter zusammenkommen.« Jacobus' Stimme verriet, dass er es als Verschwendung ansah, den Raum für etwas anderes zu nutzen als für das Unterbringen von Büchern.

In der Mitte der Halle standen massive Tische aus dunklem Holz, an denen vor nicht allzu langer Zeit mehrere Menschen gegessen haben mussten. Einige der verschleierten Dienerinnen waren noch damit beschäftigt, die zahlreichen Teller und Schüsseln einzusammeln. Sam blickte wieder empor zur Decke, bis ihm bewusst wurde, dass sich etwas verändert hatte.

Der Redeschwall neben ihm war abgeebbt. Irritiert sah er den Alten an, der nun stehen geblieben

war und Sam mit hochgezogener Augenbraue musterte. »Du scheinst dich mehr für Bilder als für Worte zu interessieren, wie? Sie entsprechen wohl mehr deinen ... Interessen.« Der Tonfall des Alten machte deutlich, was er von solch einer Einstellung hielt.

Sam lag die Erwiderung bereits auf der Zunge, doch er schluckte sie herunter. »Die Malereien sind wunderschön«, gab er so gelassen wie möglich zurück. »So wie diese ganze Bibliothek.

Es muss viel Zeit gebraucht haben, all dies hier entstehen zu lassen.«

Der Alte verzog spöttisch die Mundwinkel. »Steine, Farbe, nichts weiter. Selbst wenn die Bücher in einer schmucklosen Höhle aufbewahrt würden, wären sie ehrfurchtgebietend.

Nun, dieser Ort vermag zumindest der Schönheit der Bücher einen angemessenen Rahmen zu bieten. Du wirst sehen, dass es noch mehr zu entdecken gibt als die wenigen Regale, die du bis-

lang gesehen hast. Viel mehr.« Damit setzte sich der Bibliothekar wieder in Bewegung.

Ehe der Alte erneut seine monotonen Ausführungen über die Elemente und deren Beschreibung in den alten Wälzern herunterleiern konnte, erhob Sam rasch die Stimme. »Was sind das dort oben für Wesen?«, fragte er und deutete zur Decke.

»Sollen das Asfura, die Flügelmenschen aus den Märchen, sein?« Das Bild erinnerte ihn an die Geschichte, die ihm seine Mutter immer und immer wieder aus einem abgegriffenen Buch vorgelesen hatte. Der geflügelte König, dessen Reich der Himmel war. Sam hatte seinem Vater nie verziehen, dass dieser das Buch fortgeworfen hatte, nachdem seine Mutter gestorben war. *Nur eines von vielen Dingen, die du ihm vorhältst, Sam.* Ob es hier wohl ein Exemplar davon gab?

»Flügelmenschen?« Der Alte kleidete das Wort in so unverhohlenen Spott, dass Sam seine

Frage bereute. »Wer weiß schon, was Maler antreibt, auf meterhohe Gerüste zu klettern und ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um Fantasiebilder an Decken zu pinseln. Sie sollten lieber Buchseiten mit Illustrationen verzieren.« Der Bibliothekar überquerte mit erstaunlich schnellem Schritt den Platz. Offenbar sah er keinen Sinn darin, an einem Ort, an dem es keine Bücher gab, auch nur einen Moment länger zu verweilen als nötig. Und tatsächlich verfiel er wieder in einen langsamen Trott, sobald sie den Platz passiert und hinter einem Durchgang in der gegenüberliegenden Wand einen neuen Raum voller Bücher erreicht hatten.

Dieses Gewölbe unterschied sich grundlegend von dem Teil Paramythias, den sie bereits gesehen hatten. Sam fühlte sich unwillkürlich an ein Hospital erinnert. Nicht, dass er je die Hilfe eines Arztes hatte in Anspruch nehmen müssen. Aber er war einmal in ein Hospital eingebrochen. Ein Kunde hatte Drachen-

blut haben wollen, das Harz des gleichnamigen Baumes, der jenseits der Berge in der Wüste wuchs. Drachenblut war ein ebenso seltenes wie kostbares Elixier, von dem es hieß, es heile nicht nur hartnäckige Warzen an delikatsten Stellen, sondern verlängere, in Maßen eingenommen, auch das Leben.

Sam wusste nicht, ob etwas an der Geschichte dran war, doch für das Drachenblut war er so großzügig entlohnt worden, dass er einen Monat lang keine Aufträge hatte annehmen müssen. In diesem Hospital wurden jedoch keine menschlichen Patienten behandelt. Auf den Tischen lagen stattdessen Bücher.

Wälzer, deren Seiten sich aus dem Einband lösten. Fleckige Seiten, auf denen sich Schimmel ausbreitete, und solche, an denen sich offenbar Würmer zu schaffen gemacht hatten. Ein bärtiger Mann, das Gesicht von so vielen Falten durchzogen, als wüchse ihm ein vertrockneter Apfel auf dem Hals, war gerade damit be-

schäftigt, vorsichtig einige dunkel gefleckte Seiten nebeneinander auf einem Tisch auszubreiten. Auf der Platte lagen Werkzeuge, die Sam so noch nie gesehen hatte: Pinsel, langgezogene Knochenstücke und mehrere feine Messer, die ungeachtet ihrer geringen Größe sicher einigen Schaden anrichten konnten, wenn sie statt Papier Haut zerschnitten.

Beim Anblick des Buchpatienten offenbarte das Eulengesicht des Bibliothekars einen Ausdruck so grenzenlosen Mitleids, dass Sam dem Drang widerstehen musste, ihm tröstend auf die Schulter zu klopfen. »Die Werkstatt«, sagte der Alte mit gepresster Stimme. Er blieb an dem Tisch stehen, auf den der Mann die Seiten legte, und strich mit einer Hand sanft über eine von ihnen. Neben verschmökerten Buchstaben, die sich auf dem Papier drängelten, erkannte Sam auch das verblasste Bild eines dunkelhäutigen Mannes. »Völker der Wüste«, murmelte der Alte. »Gerade

einmal einhundert Jahre alt und schon gebeugt vom Alter. Der Besitzer hat offenbar nicht darauf geachtet, wo er dieses Meisterwerk aufbewahrt hat. Als es hier ankam, trug es bereits den Krankheitskeim in sich. Doch die Heilkunst unserer Restauratoren ist unübertroffen.« Trotzige Hoffnung mischte sich in sein Jammern.

Der Bärtige hielt inne und hob den Kopf. Er schien erst jetzt wirklich wahrzunehmen, dass er nicht mehr allein war.

»Jacobus, Ihr braucht Euch keine Sorgen machen«, sagte er mit so leiser Stimme, als müsste er Rücksicht auf seinen Patienten nehmen. »Schon bald werdet Ihr die *Völker der Wüste* wieder an ihren angestammten Platz stellen können.« Sam schien der Bücherdokter nicht für wichtig genug zu erachten, um das Wort an ihn zu richten.

Der alte Bibliothekar nickte langsam. »Hoffentlich.« Er seufzte und bedeutete Sam, ihm zu folgen. »Komm, unser Weg führt

uns noch ein wenig weiter. Das Tor, das du zu bewachen hast, ist nicht mehr weit entfernt.«

»Das Tor?« Sam runzelte die Stirn. Meinte der Alte einen der Eingänge in die Bibliothek? Aber waren die nicht geheim? Sam war davon ausgegangen, dass er zwischen den Regalen nach dem Rechten sehen sollte. Aufpassen, dass niemand eines der zahllosen Bücher des Weißen Königs heimlich mitnahm. Für

Sam keine große Herausforderung. Es würde ihm nicht allzu schwerfallen, einen anderen Dieb zu erkennen.

»Ein Tor zum innersten Teil der Bücherstadt. Zu ihrem Herz«, erklärte Jacobus, während er Sam aus der Werkstatt in eine weitere Halle führte, die einen großen Platz beherbergte. Diese Halle war sogar noch größer als die vorherige und gesäumt von mächtigen Bücherregalen. Nur wenige Lampen hingen an riesigen Säulen, die wie Baumstämme aus dem Boden wuchsen. Trotzig warfen sie ihr Licht den

tiefen Schatten entgegen, die sich von den mosaikgeschmückten Wänden her ausbreiteten. Figuren aus Stein, die Menschen nachempfunden waren, denen Flügel aus dem Rücken wuchsen, lugten aus dem Dunkel hervor. Sie ähnelten denen, die Sam zuvor an der Decke gesehen hatte.

Jacobus führte Sam an den Mosaiken und Statuen vorbei,

ohne ihnen besondere Beachtung zu schenken. Er deutete auf eine Reihe von Zugängen, die auf den Platz führten. »Es gibt Verbindungswege von allen Vierteln hierher. Jeder Platz vor einem der Tore ist ein solcher Knotenpunkt.« Während er redete, hielt er auf ein geschwungenes Tor zu, das an der gegenüberliegenden Wand lag und so hoch emporreichte, als wäre es für Riesen gebaut. Der Wächter, der davorstand, wie Sam in eine scharlachrote Robe gehüllt, erschien gegen das Tor so winzig, dass Sam ihn beinahe übersehen hätte. Auch wenn Sam mehrere Lampen an den Säulen erkannte,

brannten nur die zwei, die in Haltern links und rechts des Tores hingen. Offenbar sollte Paramythia nur am Tag erstrahlen. Die beiden Flügel des Tores waren aus einem Metall gefertigt, das so blau war, als wäre es aus dem Abendhimmel herausgeschnitten worden.

In das Metall der Torflügel waren mit feinem Strich ein Paar Schwingen geritzt, die aussahen, als gehörten sie einem Falken. Zu

beiden Seiten wurde das Tor von gewaltigen Fassadentürmen eingefasst, die von tiefblauen Ziegeln geschmückt wurden. Die Türme ragten bis fast zur Decke hinauf, und ihre Spitzen waren gezackt, als trügen sie jeder eine Krone. An die Türme schlossen sich links und rechts ebenso hohe Regale an, die wie diejenigen, die Sam in der Großen Galerie gesehen hatte, von Stockwerken unterbrochen waren.

»Es gibt sieben Tore wie dieses«, erklärte der Alte. »Jedes ist genau einhundertundelf Fuß hoch und vierzig Fuß breit. Sie alle führen in das Herz der Bücherstadt. Und vor diesem hier wirst du Wache halten.«

Sam runzelte die Stirn. Wozu sollte er es bewachen? »Was ist hinter dem Tor?«, fragte er.

Rezension zu Die Bibliothek der flüsternden Schatten - Bücherstadt

Impressum

PHANTAST 19
„Märchen“
kostenlose PDF-Version
Erschienen im Dezember 2017

PHANTAST ist das gemeinsame
Magazin der phantastischen
Internetportale literatopia und
fictionfantasy

www.literatopia.de
www.fictionfantasy.de

Herausgeberin dieser Ausgabe:
Judith Madera
Satz und Layout: Judith Madera
Lektorat: Rainer Skupsch

Das PHANTAST-Logo wurde
von Lena Braun entworfen

© 2017 Literatopia – Judith Madera,
Rüppurrer Straße 31, 76137 Karls-
ruhe

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Markus Drevermann, Christian Han-
del, Swantje Niemann, Almut Oet-
jen, Pia Winterwerber, Judith Made-
ra

Bildquellen:

Nina Y: Cover und Seiten 11, 17, 24,
29, 34, 37, 39, 51, 54, 78, 81, 89, 94,
98, 107, 116

<https://www.facebook.com/nina.y.nina.y.not>

Alle Bilder mit Creative-Commons-
Lizenzen sind direkt als solche ge-

kennzeichnet. Bitte die jeweilige
Lizenz beachten!

Alle Autorenfotos unterliegen dem
Copyright der jeweils darauf Abge-
bildeten, sofern nicht anders ge-
kennzeichnet. Alle Cover unterlie-
gen dem Copyright der entspre-
chenden Verlage bzw. des jeweili-
gen Künstlers.

Das Urheberrecht der einzelnen
Texte liegt bei den jeweiligen Auto-
ren. Nachdruck, Vervielfältigung,
Bearbeitung, Übersetzung, Mikro-
verfilmung, Auswertung durch Da-
tenbanken und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen
Systemen bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Copyrightinha-
bers.

Kontakt zur PHANTAST-Redaktion

Literatopia	Judith Madera	www.literatopia.de	madera@literatopia.de
fictionfantasy	Rupert Schwarz	www.fictionfantasy.de	rupert.schwarz@gmx.de